GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **1 / 2018**

Hitzkopf

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion Carolin Brusky, Phillip Fuhrmann, Thomas Hanke, Vanessa Lindl, Korbinian Zander

Künstlerische Gestaltung Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz Claudia Gerhard, Isabella Senghor

Beratung Cornelia von Wrangel

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert. Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 3.000 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2018

Foto: Elke Teuber-S

Liebe Leserinnen und Leser,
Es ist heiß in diesen Tagen. Dies gilt durchaus bereits für den langen Winter, schließlich geht es nicht um Sonnenstrahl und Außentemperatur, sondern um Innendruck und kochende Gefühle. Glaubt man den Umfragen, so ist der und mitunter auch die Deutsche leicht erregbar. Kurbjuweits Wutbürger von 2010 hat es schon in den Duden geschafft und den Innendruck können auch pessimistische Erwartungen erhöhen: Nach der Allensbacher Umfrage von 2016 sehen 35 Prozent aller Bürger, ja, 74 Prozent der AfD-Wähler Deutschland auf dem Weg in die Katastrophe. Hitzköpfe überall und nicht nur in Bierzelten.

Aber nicht jeder Hitzkopf ist schon ein Wutbürger. Es gibt auch eine produktive Erregung und einen gerechten Zorn. Denn Zorn und Empörung können durchaus als angemessene Reaktionen auf ein Ereignis verstanden werden, das mir oder anderen zustößt. Anders als der Ärger setzen sie dabei eine Handlung anderer Personen als Ursache des Ereignisses voraus. Ich kann mich zwar über eine lange Ampelphase ärgern, doch einen gerechten Zorn kann ich nur dann empfinden, wenn ich dahinter die von langer Hand geplante Verschwörung der Stadtverwaltung gegen die Freiheit der Autofahrer sehe. In diesem Sinne gehören Zorn und Empörung zu den moralischen Gefühlen. Sie sind Unrechtsaffekte, die auch Auskunft darüber geben können, ob eine Norm nicht nur theoretisch vertreten, sondern auch als praktische Orientierung angenommen wird. Moralisch sind sie, wenn es in ihnen wirklich um das Leiden Anderer und nicht um die Einschränkung eigener Interessen oder die Selbstbehauptung der eigenen Gruppe geht. Deshalb sind Wut, Zorn und Empörung genauso zu unterscheiden wie Betroffenheit und Empathie. Stehen in der Betroffenheit die eigenen Gefühle im Vordergrund, so versucht die Empathie zu erfassen, wie sich eine Situation für den Anderen darstellt. Wird die Wut durch die Verletzung eigener Bedürfnisse und die Durchkreuzung eigener Pläne ausgelöst, so entzündet sich der Zorn am Unrecht, das anderen geschieht. Die Empörung, die mehr ist als ein momentaner Bluthochdruck beim Lesen einer großen Boulevardzeitung, abstrahiert noch mehr als der Zorn von der persönlichen Schädigung und ist stärker mit einem allgemeinen Gerechtigkeitsempfinden verbunden. Sie hat zudem ein stärker kognitives Element, indem sie versucht, den Grund für die Empörung mit zu artikulieren.

So hat der Hitzkopf, um den es in diesem Heft (auch) geht, zumindest zwei Seiten. Er ist schnell auf Touren und, wie sein Wortfeld so schön sagt, oft ein Brausekopf, eine Krawallbürste, ein Zornigel. Aber zugleich ist er auch sensibel dafür, wo Unrecht geschieht und versteinert nicht in gleichgültiger Äquidistanz zu allen Positionen. Auch in religiöser Hinsicht bleibt diese Ambivalenz: Einerseits warnt das Buch der Sprichwörter: „Befreunde dich nicht mit dem Jähzornigen, / verkehre nicht mit einem Hitzkopf“ (Spr 22,24). Andererseits packt den Psalmbeter der Zorn angesichts der Frevler (Ps 119,53) und auch die Propheten haben nicht allezeit kühlen Kopf bewahrt. Und Jesus? War Jesus ein Hitzkopf? Doch das lesen Sie am besten selbst.

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

14 **Titelstory**
Ansgar Wucherpfennig SJ
Jesus, ein Hitzkopf?

10 **Aus dem Priesterseminar**
Julian Kania
Du sollst Dir ein Bild machen

38 **Worte zur Zeit**
Heinrich Watzka SJ
Zorn ist nicht Wut

46 **Vorgestellt**
Cornelia von Wrangel
Theologe, Jäger – Exot

54 **Nachgedacht**
Herbert Rieger SJ
Sehender Gehorsam

Editorial
03

06 **Scientia – Philosophie**
Ekkehard Martens
Akademische, öffentlichkeitswirksame und gelebte Philosophie

19 **Aus dem Jesuitenorden**
Stephan Ch. Kessler SJ
Vom Gewächshaus in die Freilandgärtnerei

30 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Martin Höhl, Dariée Piendl, Martin Sternhagen
Wie katholisch muss man sein, um Theologie zu studieren?

34 **Alumni berichten**
Ein Interview mit Stefan Müller
Unterstützung ist für mich eine Gnadenerfahrung

Impressum
02

50 **Scientia – Theologie**
Ein Interview mit dem Stadtdekan Dr. Johannes zu Eltz
Gewiss geheilt. Über Heilungsgottesdienste und schwarze Pädagogik

32 **Aus den Instituten**

24 **Fragen über Fragen**
an Klaus Vechtel SJ

25 **Das besondere Buch**
Phillip Fuhrmann
Die Freiheit, frei zu sein

42 **Pietas**
Michael Graf Münster
Musik als Resonanzraum Jesu

40 **Aus der Hochschule**

22 **Weltkirche**
Clara Bosio, Stefan Schwab, Markus Winzer
Auf den Spuren eines Missionars

28 **Centerfold**

Akademische, öffentlichkeitswirksame und gelebte Philosophie

EKKEHARD MARTENS
Professor i.R. für Didaktik der Philosophie und Alte Sprachen
an der Universität Hamburg

Philosophie beansprucht, vernünftige Überlegung statt unbedachter Emotion zur Geltung zu bringen. Hierfür setzt sie Emotion durchaus als willkommenes Mittel ein. Bereits in ihrer eigenen Kennzeichnung als „Liebe zur Weisheit", oder allgemein: „Liebe zum Wissen", drückt sich die Emotion als ihr Hauptmotiv aus. Sie beabsichtigt, im Einzelnen und in der Gesellschaft insgesamt eine Haltung der Gleichgültigkeit oder auch bloß oberflächlicher Streitlust aufzudecken und stattdessen zu einem Bestreben des radikalen Weiterdenkens anzustacheln. Dies kann wehtun und Abwehr hervorrufen. Schließlich wollten die Athener die lästige „Stechfliege" Sokrates, wie er sich selbst in Platons Verteidigungsschrift bezeichnete, loswerden und verurteilten ihn zum Tode. Der Tod allerdings, so provozierte Sokrates seine Mitbürger ein letztes Mal, bedeutete für ihn keine Strafe, sondern – wie er sich bei Platon in mythologischer Sprechweise ausdrückt – etwas ganz Anderes: entweder ein ewiger Schlaf ohne lästige Träume in einem möglichen Jenseits oder aber, seiner Lieblingstätigkeit – dem Philosophieren – ewig weiter nachzugehen.

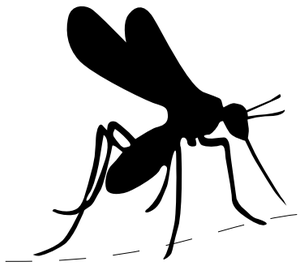
Gute Philosophie, so kann man mit Sokrates behaupten, muss wehtun. Aber ist die Philosophie nicht lediglich eine akademische Angelegenheit von Philosophen für Philosophen, die seit dem Mittelalter an den wissenschaftlichen Universitäten und Hochschulen in der Nachfolge von Platons „Akademie" als Fach gelehrt und studiert wird? Oder ist sie auch eine

„Gute Philosophie, so kann man mit Sokrates behaupten, muss wehtun."

Tätigkeit, die seit der Zeit des Sokrates, dem Lehrer Platons, prinzipiell von jedem auf dem öffentlichen „Marktplatz" wie im privaten Bereich praktiziert und gelebt werden kann und sollte? Ein Blick auf die gegenwärtige Lage der akademischen Philosophie jedenfalls bietet ein Bild zunehmender Spezialisierung, die immer weniger etwas mit gelebter Philosophie zu tun hat.

Allerdings gibt es vielfache öffentlichkeitswirksame Versuche, zwischen einer akademischen und einer gelebten Philosophie eine Verbindung herzustellen. Das Bindeglied ist eine außer-akademische, öffentlichkeitswirksame Philosophie. Gegenwärtig haben sich durch die Macht der Medien nicht nur die Sprache des „Marktplatzes", sondern auch die inhaltlichen Herausforderungen gewandelt. Das umgangssprachliche, rationale Denken hat sich vielfach zum speziell wissenschaftlichen Denken zugespitzt. Auch sind die Folgeprobleme des ambivalenten wissenschaftlich-technischen Fortschritts unübersehbar geworden und rufen in der Gesellschaft vielfach ein Bedürfnis philosophischer Reflexion hervor. Die gängigen Stichwörter sind schnell aufgezählt: Umweltgefährdung, Gesundheitsversorgung, soziale Gerechtigkeit, militärisch und zivil genutzte Atom-, Gen- und Informationstechnologie sowie der Klima- und Demographie-Wandel, auch die Orientierungsunsicherheit einer säkularen Gesellschaft, nicht zuletzt angesichts fundamentalistischer Bedrohungen. Dabei lassen sich fünf Varianten von öffentlichkeitswirksamer Philosophie unterscheiden: ihre Popularisierung, ihre Medienpräsenz, ihre politisch-gesellschaftliche Präsenz, ihre Verankerung in Institutionen und ihre Stellung im öffentlichen Bildungssystem.

- Die Popularisierung der Philosophie, so erstens, ist die möglichst gut verständliche und interessante Darstellung der Geschichte, der Denker, Disziplinen und Grundfragen der Philosophie, etwa in öffentlichen Vorlesungen an der Universität oder in Einführungsreihen der verschiedenen Verlage. Das Ziel popularisierter Philosophie ist, Studierenden des eigenen Fachs und anderer Fächer sowie interessierten Bildungsbürgern ein gut fundiertes Wissen der Philosophie zu vermitteln. Das bekannteste Beispiel hierfür ist Jostein Gaarders Weltbestseller *Sofies Welt*. Roman über die Geschichte der Philosophie. Dieses Buch war 1991 von einem norwegischen Verlag ursprünglich als Einführung in die Philosophiegeschichte konzipiert worden, und seinen weltweiten millionenfachen Erfolg hatte vorher niemand erwartet. Eine große öffentliche Beachtung in Deutschland fand vor allem Richard David Prechts Buch *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise* (2007), das anders als Gaarders Buch nicht philosophiehistorisch, sondern problemorientiert geschrieben ist und auch Ergebnisse der gegenwärtigen Naturwissenschaft, vor allem der Genbiologie, verarbeitet.
- Die Medienpräsenz der Philosophie, so zweitens, besteht nicht primär in der populären Darstellung des akademischen Fachs Philosophie, sondern in der möglichst gut verständlichen Darstellung von Problemen, die von allgemeinem Interesse sind und in Wissenschaft und Philosophie kontrovers diskutiert werden. Zu nennen sind hier Einzelbeiträge in den Feuilletons von Zeitungen, einzelne Sendungen oder Reihen im Fernsehen und Rundfunk wie zum Beispiel die Fernsehsendungen des Physikers und Naturphilosophen Harald Lesch, die „Philosophischen Cafés", Blogs und andere Internetauftritte, verschiedene „Festivals der Philosophie" wie zum Beispiel die phil.cologne, sowie einzelne Zeitschriftenbeiträge, etwa im Spezial-Heft 2/12 von Spektrum der Wissenschaft mit dem Thema „Die größten Rätsel der Philosophie", unter anderem über die Philosophie des Geistes und die Willensfreiheit, über das Verhältnis von Mensch und Tier, von Gefühl und Vernunft, über die Menschenrechte sowie über Vernunft und Glauben. Ähnlich konzipiert im Stil und Inhalt sind auch die neueren Zeitschriften Hohe Luft und Philosophie Magazin, die an fast jedem größeren Kiosk zu finden sind.
- Als Beispiele öffentlicher Philosophie in ihrer politisch-gesellschaftlichen Präsenz, so drittens, lassen sich für die Vergangenheit die Namen prominenter Denker anführen, etwa Karl Jaspers' und Carl Friedrich von Weizsäckers Warnungen vor dem Bau und dem Einsatz der Atombombe, Bertrand Russells Engagement für den Pazifismus oder Jean-



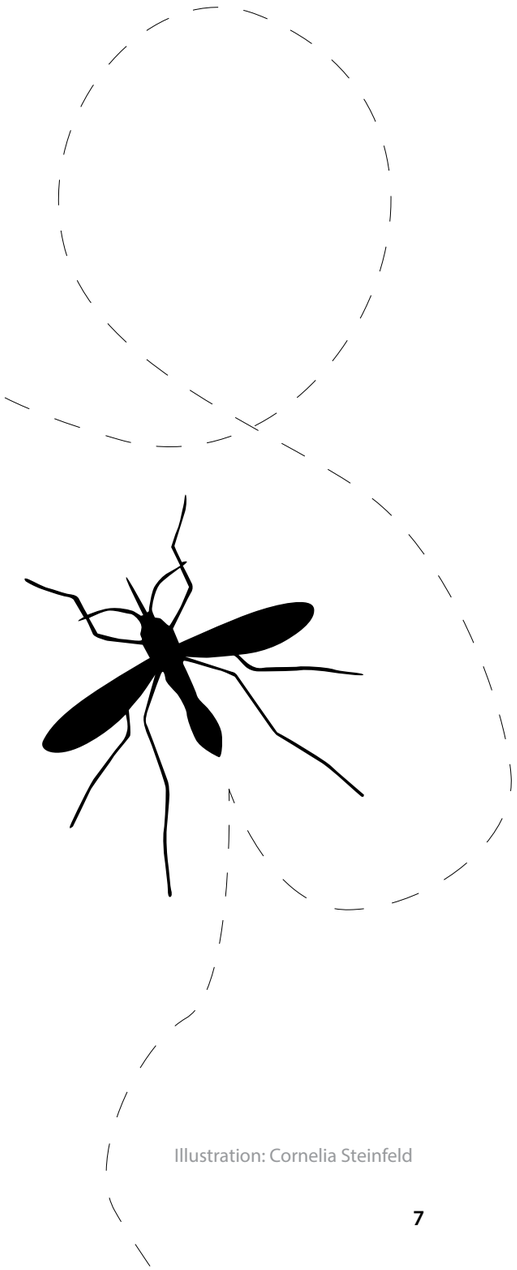


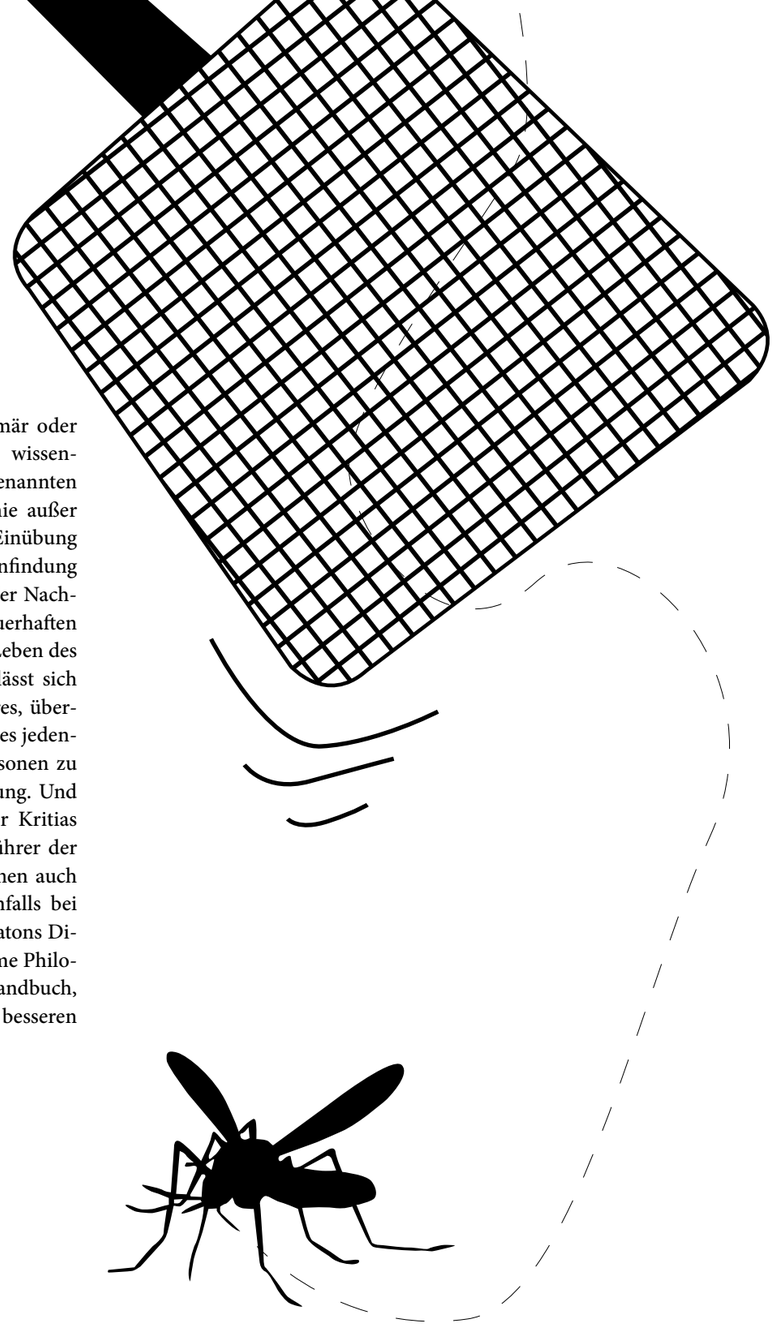
Illustration: Cornelia Steinfeld

Paul Sartres Plädoyer für einen humanen Marxismus. Gegenwärtig mischt sich besonders Jürgen Habermas in gesellschaftlich-politische Debatten ein. DIE ZEIT feierte ihn auf ihrem Titelblatt zu seinem achtzigsten Geburtstag sogar als „Weltmacht Habermas“, der als Deutschlands „einflussreichster Intellektueller auf allen Kontinenten gefragt“ sei (DIE ZEIT, 25/2009). Auch die allgemeinen Ratschläge zu Politik und Wirtschaft des kürzlich verstorbenen ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt können vereinzelt als philosophisch gelten, zumal in ihren ausdrücklichen Bezügen zur Tradition der Philosophie, in denen er zum Beispiel „die Werte der alten Griechen und des Hellenismus festhalten“ und „weder Rousseau noch Montesquieu (…), weder Erasmus noch David Hume noch Immanuel Kant“ aufgeben möchte (DIE ZEIT, 28/2012).

- Öffentlich wirksam wird Philosophie, so viertens, auch in Gremien und Institutionen, etwa im Deutschen Ethikrat, in den Ethikkommissionen von Krankenhäusern und den Ethikkommissionen zu Tierversuchen. Hierfür sind nicht primär ein fachphilosophisches Wissen, sondern ein methodisches Können des Weiterdenkens, ein inhaltliches Argumentationspotenzial, Kommunikationsfähigkeit sowie Einfachheit und Klarheit der Darstellung erforderlich.
- Wenn Philosophie in der Öffentlichkeit nicht nur ein philosophisches Wissen als gehobenes Bildungsgut lehrt, sondern eine kritische und selbstkritische Reflexion anregen und fördern soll, kommt ihr im Bildungssystem, der fünften Variante, eine besonders wichtige und wirkungsvolle Aufgabe zu. Zwar können auch die anderen genannten Formen der Philosophie in der Öffentlichkeit grundsätzliche Diskussionen anregen und bereichern, kaum aber sind sie in der Lage, die Fähigkeit zum eigenständigen, mündigen Philosophieren wirkungsvoll einzuüben. Ohnehin ist Unmündigkeit, wie Kant realistisch und spöttisch in seiner kleinen Schrift *Was ist Aufklärung?* aus dem Jahre 1784 feststellt, einfach „bequemer“ als Selbstdenken: „Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt u.s.w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen“. Wegen der Schwierigkeiten einer breiten öffentlichen Aufklärung setzte Kant lieber auf die Bildung des Einzelnen. Man müsse „nur früh anfangen, die jungen Köpfe zu dieser Reflexion zu gewöhnen“, fordert Kant in der wenig später erschienenen Schrift *Was heißt: sich im Denken orientieren?* In diesem Sinne spornt Kant in der Tradition des Sokrates zum Philosophieren in der Öffentlichkeit des „Marktplatzes“ an, beginnend bereits mit Kindern und Jugendlichen.

Der Ethik- und Philosophieunterricht nimmt in Deutschland als Alternativ-Fach zum Religionsunterricht zahlenmäßig stark zu, egal ob als Konkurrenz oder als Kooperationspartner. Beim Philosophieren als eigenes Fach – bereits mit Kindern in der Grundschule – und beim Philosophieren als Unterrichtsprinzip in verschiedenen Fächern geht es nicht um eine Popularisierung der gelehrten, akademischen Philosophie, sondern um einen elementaren Bildungsprozess. Neben Lesen, Schreiben und Rechnen kann das Philosophieren als vierte oder besser: als elementare, grundlegende Kulturtechnik gelten. Dass hierfür die gelehrte oder akademische Philosophie als Hintergrundwissen der Lehrer unverzichtbar oder zumindest hilfreich ist, steht außer Frage. Philosophie kann neben einer methodischen Schulung im argumentativen Streit inhaltlich helfen, in scheinbar banalen Äußerungen oder Fragen der Schülerinnen und Schüler grundsätzliche Fragen zu erkennen. Mir passierte es als Lehrer einmal, dass in der Klasse die Diskussion aufkam, warum man auf die Frage, wie viele Kinder man hat, nicht mit drei „Stück“ antworten dürfe. Kinder seien nämlich nicht „Sachen“ oder bloße Nummern wie KZ-Gefangene, sondern individuelle „Personen“ mit eigenen Rechten – so empörten sich und argumentierten die Kinder in einer lebhaften Diskussion. Sie überlegten auch, ob man Tiere als „Stück“ bezeichnen dürfe – Mäuse vielleicht ja, aber auch Hunde und Katzen? Darf man Tiere für Experimente quälen und töten? Die Doppelstunde nahm kein Ende. Das Thema habe ich in der nächsten Woche als Frage nach dem Verhältnis „Mensch – Tier“ mit einem Gerichtsspiel fortgesetzt, ob Metzger als „Mörder“ verurteilt werden sollten.

Während die akademische Philosophie primär oder sogar ausschließlich eine Ausbildung im wissenschaftlichen Fach zum Ziel hat, steht in den genannten Formen öffentlichkeitswirksamer Philosophie außer einem allgemeinen Bildungsinteresse die Einübung von Nachdenklichkeit und eine reflexive Sinnfindung im Vordergrund. Ob eine derartige Praxis der Nachdenklichkeit allerdings wirklich zu einer dauerhaften Haltung einer praktizierten Philosophie im Leben des Einzelnen oder der Gesellschaft wird, das lässt sich zwar erhoffen, es kann aber nicht als sicheres, überprüfbares Ziel angestrebt werden. Ein Sokrates jedenfalls maßte sich nicht an, „Lehrer“ von Personen zu sein, etwa in ihrer besonnenen Lebensführung. Und er musste beispielsweise an seinem Schüler Kritias erfahren, wie dieser später der blutige Anführer der „Dreißig Tyrannen“ in Athen wurde, zu denen auch Kritias’ Neffe Charmides gehörte, der ebenfalls bei Sokrates in die Schule gegangen war (vgl. Platons Dialog Charmides). Eine öffentlichkeitswirksame Philosophie kann und soll also inspirieren – ein Handbuch, das alle Probleme einfach löst und uns alle zu besseren Menschen macht, ist sie nicht.



Zum Weiterlesen

E. Martens, Stechfliege Sokrates. Warum gute Philosophie wehtun muss, C.H. Beck: München 2015.

Zur Person
Ekkehard Martens ist Professor i.R. für Didaktik der Philosophie und Alte Sprachen an der Universität Hamburg. Dort engagiert er sich im interdisziplinären Arbeitskreis Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen (PmKJ). Er hat mehrere platonische Dialoge aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt.
Im Jahr 1963 studierte Ekkehard Martens in Sankt Georgen.

Aus dem Priesterseminar

Du sollst Dir ein Bild machen

Im GEORG 2/2015 wurden das Gebäude und die Zimmer des neuen Priesterseminars vorgestellt. Seitdem bietet diese Rubrik immer wieder Momentaufnahmen aus dem Leben in ihm. Diesmal sind es im wahrsten Sinne Momentaufnahmen, nämlich Fotografien der Ausstellung „Perspektiven – Sankt Georgen aus der Sicht eines Seminaristen“ von Julian Kania und seinem Team, die im Frühjahr im Seminargebäude gezeigt wurde.

JULIAN KANIA
Magister Theologie

Auch wenn viele denken, es wäre widersprüchlich: Ich bin Katholik und Sachse und zudem auch noch ablehnend gegenüber AfD und Pegida. Ich bin Jahrgang 1996 und komme aus dem wunderschönen Vogtland, das im Südwesten von Sachsen zu finden ist. Seit 2015 bin ich Priesteramtskandidat für das Bistum Dresden-Meißen. Zuerst habe ich ein einjähriges Propädeutikum in Bamberg absolviert, seit nunmehr zwei Jahren lebe ich in Sankt Georgen.

„Es gibt Bilder, die misslingen. Aber ich mache Fotos nicht, um sie in die Schublade zu tun. Sie sollen gesehen werden. Ob man sie liebt oder nicht, ist mir vollkommen egal.“ (Helmut Newton) Die Fotografie ist für mich weit mehr als ein Hobby, denn sie ist eine Sprache, die jeder sprechen kann, egal ob stockend, flüssig oder vollkommen verdreht. Mit der Fotografie spricht man eine Sprache auf einer völlig neuen Ebene. Es ist eine Sprache, die man, ohne sie lernen zu müssen, verstehen kann. Ein Foto zeigt den Moment, aber ein Bild trägt immer die Handschrift des Fotografierenden. Deshalb zeigt ein Foto niemals nur den Moment, sondern immer die Geschichte dahinter.

Zur Ausstellung

Meine Absicht war es, mit der Ausstellung mein Bild von Sankt Georgen zu vermitteln. Einerseits wollte ich ein reales Bild weitergeben, aber auf der anderen Seite wollte ich auch Sankt Georgen als Lebenswelt, als Ort des Betens, der Gemeinschaft aber auch als Ort des Lernens und Studierens darstellen. Dabei habe ich Sankt Georgen aus meiner subjektiven Sicht dargestellt und die Schwerpunkte dort gesetzt, wo ich sie für wichtig und richtig erachtet habe. So sind zum Beispiel Bilder wie „Il Cardinale“ („Der Kardinal“) oder „Der Chorist“ entstanden.

Allerdings wollte ich auch zeigen, dass hier ein geistliches Zentrum ist, in dem Glaube wachsen und gedeihen kann. Insgesamt habe ich versucht, ein Gleichgewicht zwischen Freundschaft und Geschwisterlichkeit, zwischen Dienst und Vergnügen, zwischen Arbeit und Freizeit und vor allem dem Glauben beziehungsweise dem geistlichen Leben darzustellen, wie es hier in Sankt Georgen gelebt wird.

Zur Entstehung

Seit nunmehr eineinhalb Jahren mache ich Fotos in Sankt Georgen. Ich habe schon immer gerne Fotos gemacht und werde auch in Zukunft weiter fotografieren. Im November 2017 ist dann aus einem belanglosen Smalltalk, ob ich mir nicht mal vorstellen könnte, meine Bilder einer größeren Gruppe zu zeigen, die Idee gewachsen, eine Ausstellung auf die Beine zu stellen. Nachdem mir dann auch einige Kommilitonen ihre Unterstützung zusagten, stand der Ausstellung prinzipiell nichts mehr im Wege. Amtlich wurde es dann, als die Hausleitung des Priesterseminars ihre Unterstützung zusicherte. Aus circa 16.000 Bildern musste eine kleine Auswahl getroffen werden und als diese nach der Bearbeitung entwickelt vorlagen, begann der schwierigste und zeitintensivste Teil. Es ging darum, die Bilder zu rahmen und die bestückten Rahmen zu hängen.

Der Chorist

Der Chorist ist Mitglied der Schola. Er sitzt auf dem Notenschrank und wirft einzelne Notenblätter durch den Raum. Warum macht er das?
Er versucht, seinen Unmut auszudrücken. Denn egal wie es die Schola macht, ist es falsch. Wenn sie nicht singt, singt sie zu selten. Meldet sich die Schola an, um zu bestimmten Festlichkeiten zu singen, wird sie als sehr anmaßend empfunden. Wird die Schola dann beauftragt zu singen und keiner der Sänger ist zu dieser Zeit verfügbar, gilt sie als hochnäsig und singt sie doch, gibt es immer noch Kritik, und es ist doch wieder falsch.

Diskretion – Geistliches Gespräch

Junge Menschen machen sich hier auf den Weg der Nachfolge Christi. Auf ihrem Weg zu Gott brauchen sie Hilfe, Mut und Beistand. Allerdings ist das nicht immer etwas für die große Gruppe. Nein, dafür ist ein privates Gespräch mit dem geistlichen Begleiter der richtige Ort. Diesem Gespräch gegenüber sollte jeder den nötigen Respekt wahren und einen ordentlichen Diskretionsabstand halten.

Jesus, ein Hitzkopf?

Wutbürger in Jesu Umwelt

Titelstory

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
Professor für Exegese des Neuen Testaments und Rektor der Hochschule Sankt Georgen

Das politische Palästina der Zeitenwende war ein fruchtbares Klima für Hitzköpfe. Israel besaß weder sein eigenes Land noch seine Rechtshoheit, selbst sein Gottesdienst musste sich mit vielen Kompromissen und Konzessionen gegenüber Römern und Griechen arrangieren. Zeloten waren die Wutbürger von damals, und sofern sie auch gewaltbereit waren, nannte man sie nach dem kurzen, schlagkräftigen Dolch (sica), den sie unter ihrem Obergewand verstecken konnten, Sicarier. Galiläa war geradezu ein Mistbeet für diese radikale Freiheitsbewegung. Dort erhob sich hartnäckig religiöser Widerstand gegen Herodes und die jüdischen Herrscher, die sich mehr mit Roms als mit Gottes Gnaden arrangierten. Galiläer mussten unter der brennenden Sonne auf Feldern und in Weinbergen bis in die letzten heißen Stunden des Nachmittags das Mindesteinkommen für ihre Familien erarbeiten. Den Luxus der reichen Grundbesitzer kannten sie vom Hörensagen, nur aus der Ferne. Dass die Oberschicht zur Bewirtschaftung ihrer Ländereien oft noch nicht einmal an Ort und Stelle weilte, trieb soziales Dynamit in die Gesellschaft hinein, davon zeugen auch die Gleichnisse Jesu.

Judas mit dem Beinamen „der Galiläer“ war in den Jahren nach Jesu Geburt der Organisator der jüdischen Freiheitsbewegung. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus rühmte an diesen Galiläern ihre Tapferkeit, ihre Freiheitsliebe, ihren Stolz und ihren Gesetzeseifer. Diese vier bilden ein explosives Gemisch, in dem sich unter ständigem politischen Brodeln auch heute noch leicht Hitzköpfigkeit generiert. Der gleiche jüdische Geschichtsschreiber distanzierte sich gegenüber den Sicariern, aber nicht ohne einen gewissen Respekt: „Ihre Standhaftigkeit, ihr Wahnsinn oder ihre Seelenstärke, wie man es nennen mag, erregten allgemeines Erstaunen“ (Bell VII 417). Für ihre Freiheitsliebe waren die Galiläer daher bis in die Hauptstadt des Kaiserreichs bekannt, auch wenn man die Aufstände in Galiläa aus sicherer römischer Perspektive gewöhnlich als Dinge in einem weit entfernten Winkel des Reiches betrachtete. Galiläa war aus der Perspektive der Eliten Roms wohl nicht mehr als ein lästiges, kleines shithole. Diese kühle römische Distanz hat die Wutbereitschaft in Galiläa sicher noch weiter angeheizt.

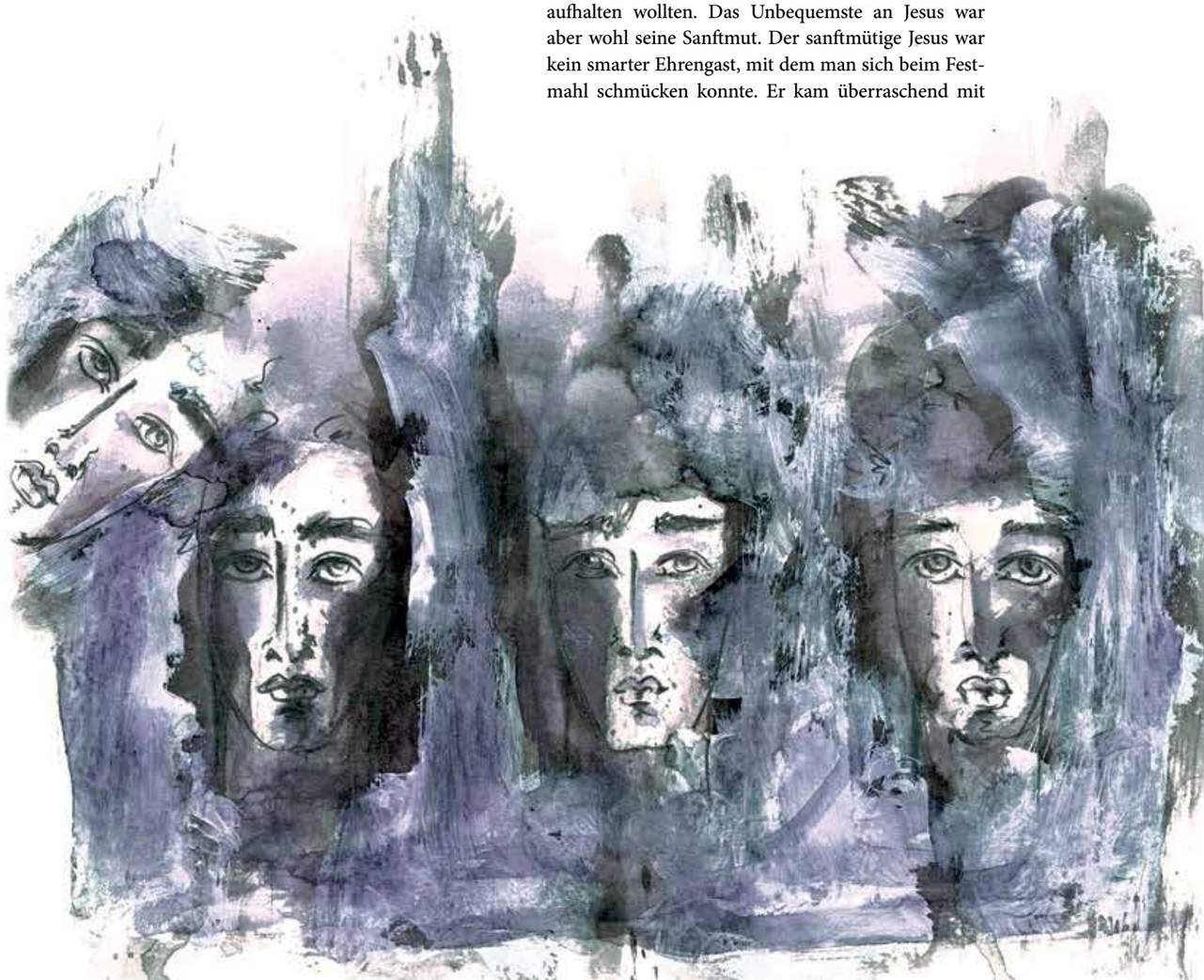
Sprechende Namen

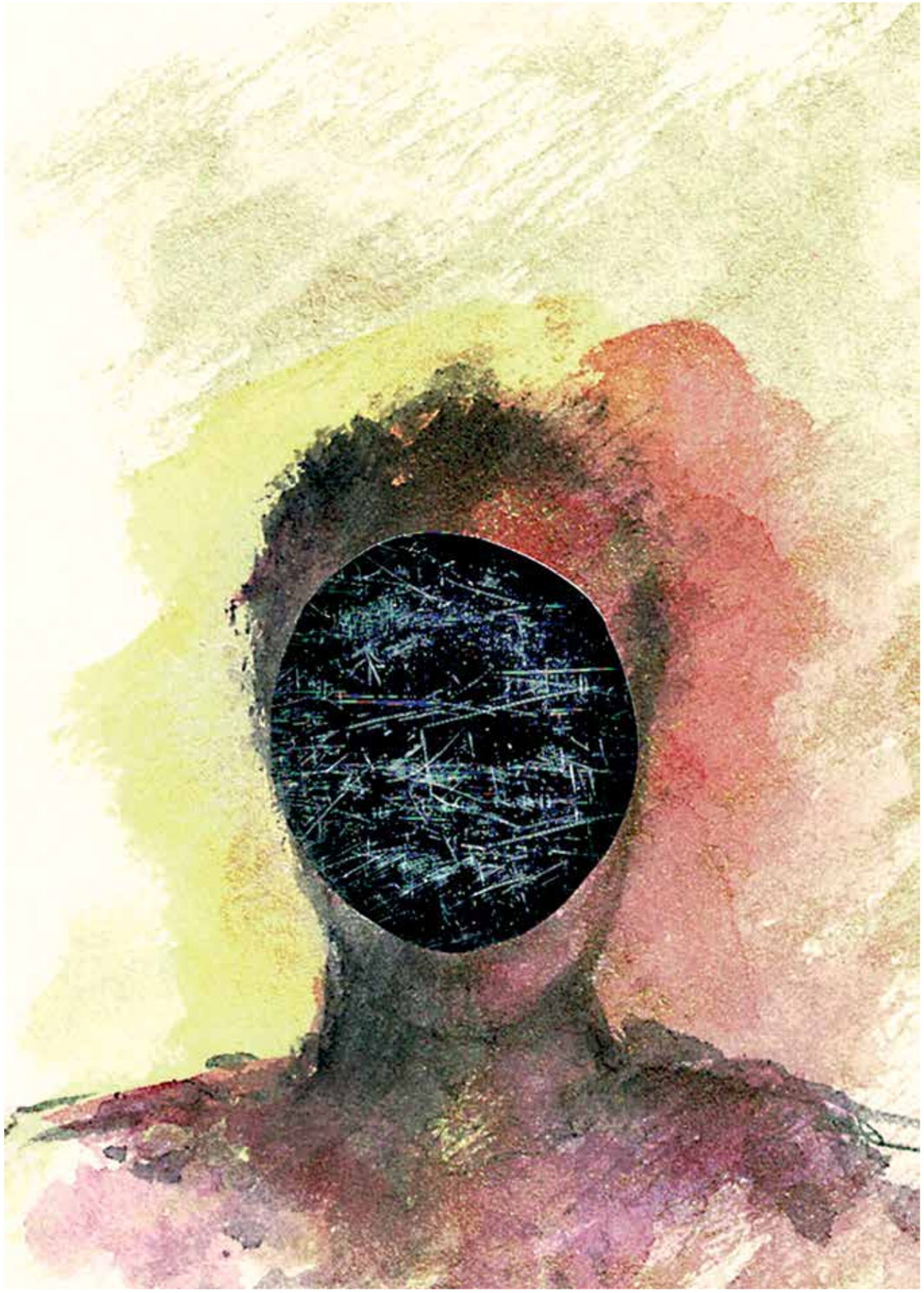
War auch Jesus aus Nazareth in Galiläa ein jüdischer Wutbürger? Teile seiner Jüngerbewegung waren es sicher. Davon zeugen ihre Beinamen. In der lukanischen Apostelliste trägt einer der Apostel, Simon, den Beinamen „der Zelot“, und die markinische Fassung lässt darauf schließen, dass Simon diesen Beinamen auch schon im Aramäischen bekommen hatte. Auch dass die beiden Brüder Jakobus und Johannes unter den vier erstberufenen Jüngern den aramäischen Beinamen „Donnersöhne“ bekommen haben, zeugt nicht gerade von ihrem ausgeglichenen, ruhigen Temperament. Die Brüder Jesu, Jakobus, Joses, Judas und Simeon trugen Namen der biblischen Erzväter, aber auch der Helden im Freiheitskampf der Makkabäer.

Jesu eigener Name ist die griechische Form des Namens Josua, von Moses prophetischem Nachfolger, der Israel siegreich zur Landnahme geführt hat. Belege zur Zeit Jesu zeigen, dass sein Name seit der Makkabäerzeit bis in das 1. Jahrhundert in national-religiösen Kreisen außerordentlich beliebt war. Die Verbindung von Heimat und Frömmigkeit konnte in diesem Namen zu einem hochemotionalen Programm werden. Das lässt sich in tragischer Weise noch bei einem Namensvetter Jesu kurz vor dem jüdischen Krieg belegen. Vor Ausbruch des Krieges lief ein einfältiger Mann vom Land, Jesus, der Sohn eines Hananias, sieben Jahre und fünf Monate lang durch Jerusalem und klagte in lauten Wehrufen über die Stadt. Die genervten Bürger ließen diesen Jesus auspeitschen, er aber jammerte nicht einmal, sondern erhob weiter seine klagende Stimme über die Stadt: „Wehe dir Jerusalem!“ Die Jerusalemer kamen zu dem Schluss, dass er von einer übermenschlichen Macht angetrieben sei. Der Statthalter hielt ihn für wahnsinnig und ließ ihn frei. Und weiter erhob dieser Jesus Ben Hananja seine Stimme: „Wehe der Stadt, dem Volk und dem Tempel!“ – und setzte am Ende hinzu: „und wehe auch mir!“, als er bei der römischen Belagerung von einem Wurfgeschoss getroffen wurde. Jesus Ben Hananja war ein tragischer Wut- und Schmerzbürger, vielleicht war er tatsächlich von einer prophetischen Eingebung über den Fall der Stadt getrieben. Ein Hitzkopf war er wohl nicht. Und Jesus von Nazareth?

Zwischen Sanftmut und Zorn

Unbequem war er sicherlich, unerbittlich und unnachgiebig auch. Unnachgiebig hat Jesus darauf hingewiesen, dass mit Gottes Reich auch sein Gericht kommen wird. Alle, die sich seinem Erbarmen nicht öffnen, werden dann Rechenschaft ablegen müssen. Unerbittlich hat Jesus seine Mutter und seine Familie zurückgewiesen, als sie ihn und seine Verkündigung aufhalten wollten. Das Unbequemste an Jesus war aber wohl seine Sanftmut. Der sanftmütige Jesus war kein smarter Ehrengast, mit dem man sich beim Festmahl schmücken konnte. Er kam überraschend mit





Illustrationen: Elke Teuber-S.

zelotischen Eiferern, mit Halsabschneidern von den Zollstellen, mit Bettlern vom Straßenrand und mit Frauen, die Männern den Kopf verdrehten, Jesus aber die Füße salbten. Sie alle erfuhren in Jesu Sanftmut Gottes Versöhnung und den nachhaltigen Impuls, ihr Leben zu ändern. Jesu Sanftmut kannte keine Vergeltung, dafür konnte sie selbst seine Jünger zur Weißglut bringen.

Mit seiner Sanftmut (praotês) hat sich Jesus nach Aristoteles in der goldenen Mitte zwischen phlegmatischer Passivität (aorgêsía) und zorniger Hitzköpfigkeit (orgilótês) bewegt. Doch hatte die Schule des Aristoteles durchaus auch etwas für gelegentliche Zornausbrüche übrig. Nach Cicero haben Aristoteles' Schüler im Peripatos unter den natürlichen Eigenschaften des Menschen an erster Stelle seine Bereitschaft zum Zorn, die iracundia, gepriesen. Ohne die iracundia ließen sich Recht, Freiheit und Land nicht verteidigen. Schließlich betrachteten sie niemand, der sich nicht erzürnen konnte, als einen echten Mann. Was andere Philosophenschulen als Milde (lenitudo) priesen, galt ihnen als schlechte Indifferenz (vgl. Cicero, Tusc. Disp. IV, 43). Dass auch Jesus über solche iracundia verfügte, zeigt seine Reaktion gegen die schriftgelehrte Starrköpfigkeit, als er einen Mann mit einer vertrockneten Hand am Sabbat heilen will. Das schweigende Mauern der Pharisäer erweckt in Jesus Trauer und Zorn (Mk 3,5).

Die Stoa jedoch, die dominanteste Popularphilosophie zur Zeit Jesu, sah im Zorn kein Ideal. Neros Erzieher, der stoische Philosoph Seneca, unterschied drei Gruppen von Menschen: Am nächsten an den vollkommenen Menschen sind die, „die schon alle Leidenschaften (adfectus) und Laster (vitia) abgelegt haben, und gelernt haben, welche Dinge zu umarmen sind". Sie sind bereits nahe an der vollkommenen Weisheit. Die zweite Gruppe sind die, „die die größten Übel (mala) der Seele und Leidenschaften (adfectus) abgelegt haben, aber dieses Besitzes noch nicht sicher sind". Die dritte Gruppe ist zwar bereits „außer Reichweite der meisten und größten Laster (vitia), aber noch nicht von allen" (Seneca, Ep. Mor. 75, 11-14). Diese dritte Gruppe kann zwar dem Geiz entkommen, lässt sich aber noch zum Zorn reizen. Zorn gehört in der stoischen Moralitätsskala also nicht zu den größten Lastern, aber zu denen, die der Mensch auf dem Weg zur Vollkommenheit noch zu überwinden hat. Seneca nennt Beispiele für geringfügige Anlässe, die Menschen zum Zorn reißen können: zu klein geschriebene Manuskripte und die Kälte im Winter und fügt ein Beispiel hinzu, das auch Jesus vertraut ist: „Weil dir ein weniger ehrbarer Platz am Tisch gegeben wird, wirst du ärgerlich (irasci) über deinen Gastgeber, über den Überbringer der Einladung oder über den Gast, der dir vorgezogen wird" (Seneca, De ira, 3, 37, 4). In dem gleichen Fall rät Jesus nicht nur zum Gleichmut gegenüber den eigenen Empfindlichkeiten. Um sich in der Liebe zu schulen, empfiehlt er vielmehr den letzten Platz.

Im zweiten Jahrhundert haben sich auch christliche Schulen solche philosophischen Werteskalen angeeignet. Als vollkommener Mensch lässt sich in ihrer Sicht ein Christ nicht zum Zorn reizen. Aus einer solchen Schule stammt das apokryphe Judasevangelium, das oft mit der sethianischen Gnosis in Verbindung gebracht wird. Im Judasevangelium hält Jesus die Jünger dazu an, alle Erregbarkeit und Zornesbereitschaft von sich zu entfernen und den vollkommenen Menschen in sich auszubilden. Judas verspricht er sogar, ihm die Geheimnisse des Königreichs zu offenbaren, aber Judas kann ihm nicht ins Angesicht blicken. Die Deutung der Judasfigur in dem apokryphen Evangelium ist umstritten, aber es scheint: Judas ist dort eine mythologische Gegenfigur zu Jesus geworden. Jesus nennt ihn „den 13. Dämon". Diesem Dämon gelingt es nicht, die Wut in sich zu besiegen, deshalb sagt Jesus zu Judas: „Dein Horn ist schon erhoben, und dein Zorn ist entbrannt, und dein Stern ist vorbeigezogen" (Evg. Jud. 56, 15). Vielleicht steht im Hintergrund der Darstellung des Judas auch die psychologisch geniale Beschreibung im Buch Genesis, wie das Böse im Menschen aufsteigen kann. Dort heißt es über Kain: „Da überlief es Kain heiß, und sein Blick senkte sich" (Gen 4,5). Kain kann den Herrn nicht anblicken, weil der Hass in ihm aufsteigt. Wie Kain gelingt es auch Judas nicht, Hitze und Wut in sich zu besänftigen. Wie Hitze und Wut Menschen in ihren Besitz nehmen können, hat tatsächlich etwas Dämonisches. Mit dem Judas im Neuen Testament hat das allerdings nur noch wenig zu tun, auch mit Jesus nicht. Konnte dieser nicht doch auch hitzköpfig sein, etwa bei seinem prophetischen Zeichen gegen den Handel im Tempel?

Der Eifer Jesu und der der Zeloten

Tatsächlich ist das Tempelzeichen bei Johannes das einzige Mal im Neuen Testament, in dem das griechische Wort für Eifer zêlos, nach dem die Zeloten als jüdische Eiferer benannt wurden, mit Jesus in Verbindung gebracht wird. Jesus peitscht die Verkäufer der Opfertiere aus dem Tempel und stürzt die Schaltertische der Geldwechsler um. Und die Jünger erinnern sich an Psalm 69: „Der Eifer um dein Haus wird mich verzehren." Jesu Eifer hat hier aber einen anderen Akzent als der Eifer der Zeloten. Die jüdischen Freiheitskämpfer beriefen sich seit den Makkabäern auf Pinchas, einen Enkel des Hohenpriesters Aaron.

Pinchas war im Eifer für den Gott Israels einem Juden, der sich mit einer heidnischen Midianiterin eingelassen hatte, bis in die Frauenräume nachgestiegen und hatte beide mit dem Speer durchbohrt. Von Gott wird Pinchas deshalb gewürdigt, weil er mit seinem Eifer Gottes Zorn von Israel abgewendet habe (Num 25,11). Möglich, dass der Psalm, der den Jüngern einfällt, ursprünglich auch einen solchen Eifer meinte: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen", heißt es dort. Aber die Jünger zitieren ihn anders, sie setzen das Ganze in die Zukunft (Joh 2,17): „Der Eifer um dein Haus wird mich fressen." Handelt es sich hier um eine bewusste Korrektur der zelotischen Eiferer? Ein wutentbrannter Kontrollverlust ist Jesu Zeichen im Tempel jedenfalls nicht. Als die Jünger Jesu Eifer sahen, ahnten sie vielmehr mit dem Psalmvers seine Hingabe im eigenen Tod voraus.

Gottes Haus, dem Jesu Eifer gilt, wird ja auch nicht mehr der Jerusalemer Tempel sein, sondern jeder Ort, an dem ein Mensch, gleich ob Mann, Frau, Jude oder Samaritanerin, Griechin oder Römer seinen Vater in Geist und Wahrheit anbetet (Joh 4,23). Jesus eifert nicht für die national-religiöse Verbindung von Frömmigkeit und Heimat, sondern danach, gemeinsam mit seinem Vater die wahren Anbeter im Geist zu suchen. Unbequem konnte er deshalb sein, auch kurzentschlossen, aber kein religiöser Hitzkopf. In seiner Sanftmut war er vielmehr entschieden, jeden aus seinen sozialen und religiösen Bedrängnissen hin zum lebendigen Gott zu befreien.

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta ...

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vi

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Vom Gewächshaus in die Freilandgärtnerei

Reflexionen und Erfahrungen beim Wechsel von Sankt Georgen nach Sankt Peter

STEPHAN CH. KESSLER SJ
Kunst-Station Sankt Peter Köln

Der Umzug vom Main an den Rhein ist angesichts früherer geographischer Wechsel in der Biografie des Autors nicht der Rede wert. Andererseits steckt hinter der Distanz zwischen Frankfurt und Köln doch mehr als die in Kilometern messbare Entfernung. Die lokale Veränderung von einem Hochschulcampus in den Grüne-Soße-Feldern am Stadtrand von Frankfurt in das nicht nur verkehrstechnisch pulsierende Herz einer antiken Römerstadt, die bis heute eine quirlig-vitale Kulturmetropole ist, beinhaltet verschiedene Paradigmenwechsel. Das ist keineswegs nur der Wechsel vom Ebbelwei zu Kölsch. Beide Lokalgetränke schätze ich an ihrem jeweiligen Ort. Ohne die entsprechende Stadt verspüre ich jedoch keinen Mangel. In Frankfurt würde ich nie ein Kölsch bestellen und natürlich auch nicht umgekehrt. Ein markanter Unterschied zwischen Frankfurt und Köln liegt in der grundlegend veränderten Form des Zugangs und des Umgangs mit Öffentlichkeit.

Zwei Städte – zwei Welten

Öffentlichkeit als Begriff und als Wirklichkeit stellt in Hessen und im Rheinland keine univoken Wirklichkeiten dar. Das Wort ist gleich, die Realität anders. In Frankfurt wird mit der Öffentlichkeit – auch mit der aufgrund des Flughafens international bunten – Umgang gepflegt. In Banken, Museen, Kneipen und an der bewundernswert gestalteten Mainuferpassage (an der urbanen Gestaltung des Uferstreifens in Frankfurt könnten sich die Kölner durchaus ein Beispiel nehmen) geht man miteinander um. Zumeist ist der Umgang freundlich und kultiviert, aber implizit hat er ein Ziel, verfolgt einen Zweck. Wenn es nicht das Geschäft ist, dann doch wenigstens die höfliche Distanz. Das sieht der Rheinländer, den es in dieser Verallgemeinerung natürlich nicht gibt, anders. In Köln ist man, ob man es will oder nicht, Öffentlichkeit. Du bist öffentlich, also wirst Du mit einbezogen. Privatsphäre wird nur soweit geschätzt, als sie die Bedingung der Möglichkeit darstellt, mit dem Gegenüber bei Bedarf in Kontakt zu treten. In einem Kölsch-Brauhaus kann man nicht lange allein am Tisch sitzen. Man muss sich schon ostentativ hinter einem Buch oder einer Zeitung vergraben, um nicht angesprochen zu werden. Der Besucher wird einbezogen, zur Not auch über den Tisch quer durch's Lokal. Ein weiteres Beispiel für den anderen öffentlichen Umgang in Köln, dem sich niemand wirklich entziehen kann: Unlängst wurde ich im Auto in der Tempo-30-Zone eines Wohngebiets von einem Passanten durch Handzeichen freundlich zum Halten aufgefordert. Nachdem ich das Fenster heruntergekurbelt hatte, wurde mir in reinstem Rheinisch ein Parkplatz angeboten, den ich jedoch gar nicht suchte. „Ich dachte, Du wolltest parken. Du bist so langsam gefahren." Im Rheinland kann man nicht anders als kommunizieren, auch wenn man nichts miteinander zu tun hat und kein Geschäftsziel vorliegt.

Vom Priesterausbilder zum Pastor: Imitare, quod tractabis (Ahme nach, was du vollziehst)!

Die fast zwölf Frankfurter Jahre empfand ich beruflich als eine Art Innendienst. Meine Jobbeschreibung für Sankt Georgen umfasste Ausbildung und Auswahl für den priesterlichen Dienst im Auftrag einer wachsenden Zahl von Bistümern. Das Wunderbare an diesem Job war die Möglichkeit, Menschen in ihrem Wachstum sehen, beraten und begleiten zu dürfen. Es ist bewegend, erleben zu dürfen, wie Menschen Mut fassen, ehrlich zu sich selbst zu stehen, ihre Berufung zu ergreifen, ob sie Priester werden oder nicht. Zur Tätigkeit als Regens am Priesterseminar kam die akademische Vermittlung von Grundlagen aus der Frühzeit von Kirche und Theologie als Dozent an der Hochschule. Die Ursprungsdynamik der sogenannten Väterzeit ermutigt und befähigt zum Kirche-Sein in säkularer Zeit. Beide Aufgaben, die pädagogische und die akademische, empfand ich in ihrer Komplementarität als anregend. Ungeplant gesellte sich die Verantwortung für den Neubau eines zukunftsfähigen Seminargebäudes dazu. Was sich zunächst wie eine Überforderung anfühlte, da ich weder über eine bau- noch finanztechnische Kompetenz für ein derartiges Großprojekt verfügte, entwickelte sich zu einer kreativen Herausforderung. In Zusammenarbeit mit dem Team konnte ein Studentenheim entwickelt werden,

© Cassander Eeftinck Schattenkerk

das den kommunikativen Ansprüchen seelsorglicher Ausbildung heute auch baulich gerecht wird. Insgesamt empfand ich die Regentenzeit als Privileg. Wenn Studenten die nötige Reife und die Offenheit für Ungeahntes mitbringen, kann das Seminar mit seinem verbindlichen und seinem gleichzeitig Freiheit schaffenden Rahmen ein Raum werden, in dem eine tragfähige Lebensentscheidung getroffen werden kann. Doch nicht selten fehlt es am Mut, sich ehrlich der Wirklichkeit zu stellen, der persönlichen wie auch der gesellschaftlichen und kirchlichen. Wenn dann der Mangel an geistig-geistlicher Offenheit und das Fehlen von innerer Katholizität im Sinne von Weite durch das kirchliche System beziehungsweise durch Vorgesetzte aus Gründen der prekären Personalsituation gedeckt werden, schädigt diese Haltung auch die Institution Priesterseminar. Im Gegensatz zur tridentinischen Seminarausbildung kann es gegenwärtig nicht mehr um eine Art pastoraler Konditionierung gehen. Seminarausbildung heute muss einer existentiell und geistlich begründeten Entscheidung dienen. Gebraucht werden glaubwürdige Persönlichkeiten, die die Freiheit haben, mehr als sich selbst zu verkündigen. Das ignatianische Diktum umschreibt diesen Typ: „Nur wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich seiner Führung ganz überließen.“ Das Priesterseminar will mit seinen besonderen Bedingungen ein Gewächshaus (seminarium) sein. Dort muss die Ahnung, was Gott aus dem Menschen machen kann, erlebt und gelebt werden. Wenn aus einübender Nachahmung Freiheit geworden ist, dann kann diese revolutionäre Ahnung auch glaubhaft weitergegeben werden.

Pastor der Kunst-Station Sankt Peter – Hüter der Leere als geistliche und öffentliche Aufgabe

Anders als Frankfurt konfrontiert die Arbeit an einer der ältesten Pfarreien Kölns mit ihrer bewussten Entscheidung für eine ausdrückliche Zeitgenossenschaft mit der Moderne mit einem mutmaßlich religiös raueren Klima. Im Vergleich zu Sankt Georgen ist der Einsatz an der Kunst-Station Sankt Peter eher mit einer Freilandgärtnerei zu vergleichen. Im pastoralen und im kulturellen Einsatz geht es an diesem Kirchort um das Wachstum im Hier und Jetzt. Das hat mit der Ankunft des bedeutenden Rubensbildes „Kreuzigung Petri“ im Jahr 1642 begonnen und wurde in unseren Tagen von den Patres Schuh und Mennekes neu profiliert. Liturgie, Diakonie und das vielfältige Leben einer weit verzweigten, keineswegs monokulturellen Milieugemeinde müssen vor abstrakter Gegenwartskunst und zeitgenössischer Musik Bestand haben. Das erzeugt Spannungen und erfordert Spannkraft, nicht zuletzt theologische. Sankt Peter bildet eine Art Brückenkopf in ästhetische Milieus der Gegenwart, in Welten, in denen Glauben und Kirche auf den ersten Blick nicht vorkommen. Aber nicht selten berührt gerade die Kunst mit ihren Mitteln und ihrer Kompromisslosigkeit genau das, worum es im Glaubensvollzug geht: „wenn sie sich ganz seiner Führung überließen“. Das gilt es zu erahnen und auszuhalten. Für diese Art geistlicher Wahrnehmung versucht Sankt Peter, jenseits von Worten und Erklärungen (auch frommen) einen Raum zu eröffnen. Damit dieser Freiraum erlebbar wird, ist der romanisch-spätgotische Kirchenraum von Sankt Peter weitgehend leer geräumt. Die Offenheit macht eine geistliche Dimension sichtbar, die von Kirchenfremden oft eher verstanden wird als von Insidern. Diese Weite in ihrer kulturellen und auch in ihrer religiösen Dimension zu bewahren, ist die pastorale Aufgabe an dieser besonderen Kirche im Konzert der Kölner Innenstadtkirchen. Der Pastor ist hier Hirte und Hüter eines öffentlichen, leeren Raumes, in dem ohne die Verlustangst um das Katholische oder um die künstlerische Freiheit das Unnennbare anklingen darf. Dieses Geheimnis, das Kunst und Religion berühren, aber nie besitzen, schwebt wie die Wolke einer Kunstinstallation von 2014 im Raum. Eine Kirche, die alle erreicht, ist nicht der Auftrag Jesu. Sie hat allen Geschöpfen das Evangelium zu verkünden. Die Kunst-Station Sankt Peter versucht das in der Sprache der Gegenwart und macht erlebbar, wie Gott sein Volk heute sucht und findet. Der Auftrag der Gemeinde ist es, daran zu glauben, dass Gott immer in der Mitte ist und in der Gegenwart wirkt. Die kommunikationsfreudigen Kölner scheinen dafür sensibel.

Auf den Spuren eines Missionars

In Brixen führt kein Weg an dem Heiligen Josef Freinademetz vorbei

CLARA BOSIO, STEFAN SCHWAB, MARKUS WINZER
Magister Theologie

Auf der Europakarte erscheint Südtirol nur als kleiner Fleck. Wenn man von Deutschland aus nach Rom oder in die Toskana fährt, ist diese kleine Provinz in Norditalien ruckzuck durchfahren. Und doch ist dieses Stückchen Land so reich an Kultur und Lebensfreude und zudem gesegnet mit einer überwältigend schönen Bergwelt, sodass man viel verpasst, wenn man achtlos hier vorbeifährt. Und wenn man – so wie wir – längere Zeit hier verbringen kann, möchte man schließlich gar nicht mehr weg. Nicht ohne Grund genießen nicht nur die deutsche Fußball-Nationalmannschaft und Angela Merkel, sondern auch Kardinäle und Päpste regelmäßig die gute Südtiroler Luft. Südtirol kann auf ein jahrhundertelanges christliches Leben zurückblicken. Wahrscheinlich schon von 350 an gab es Bischöfe in Säben, seit dem 10. Jahrhundert residierten sie in Brixen, bevor der Bischofssitz im 20. Jahrhundert nach Bozen verlagert wurde. Mehr als 400 Jahre alt ist auch die Philosophisch-Theologische Hochschule unweit des Brixner Domes. Sie war für eine Zeitlang unsere „Alma mater“. Die Hochschulfamilie ist klein, aber überaus lebendig und aufgeschlossen. Das akademische Niveau dieser kleinen Hochschule kann sich durchaus sehen lassen. Namhafte Theologen der jüngeren Geschichte haben hier studiert: der Liturgiewissenschaftler Josef Andreas Jungmann oder der Heilige Josef Freinademetz.

Wer die Hochschule betritt, den führt kein Weg an der Büste dieses Heiligen vorbei. Die aus stabiler Bronze gegossene Statue begrüßt nämlich jeden Besucher am Eingangsportal des Hochschultraktes. Wenngleich die missionarische Kraft des 2003 heiliggesprochenen Südtirolers bei uns dreien nicht so ausgeprägt war, so teilten wir doch neben der Ausbildung an derselben Hochschule auch das Interesse, etwas über die Missionstätigkeit – und damit auch über die Berufung des Bistumspatrons – zu erfahren. Gleich zu Beginn unseres Aufenthaltes begaben wir uns mit ein paar weiteren Freunden in das Bozener Kino, um den gerade erst erschienen Film „Silence“ anzuschauen. In dem Filmgeschehen wird von zwei jungen Jesuitenpatres, Peter Francisco Garpe und Sebastião Rodrigues, berichtet, die im 17. Jahrhundert nach Japan aufbrachen. Zu einer erfolgreichen Mission mangelte es an jeglichen Strukturen – nicht zuletzt deshalb, weil das Christentum in Verruf gekommen und der Buddhismus staatstragende Religion war. Der Missionsauftrag der beiden Patres wurde durch die andauernde Christenverfolgung zu einem Überlebenskampf, in dem Pater Francisco Garpe sein Leben lassen musste.

Ziemlich genau 150 Jahre später dürfte wohl auch der in den Dolomiten geborene Josef Freinademetz vor einer ähnlich schwierigen Ausgangslage gestanden haben, als er 1881 in die chinesische Provinz Süd-Shantung aufbrach, in welcher unter den knapp 12 Millionen Einwohnern gerade einmal 158(!) Getaufte lebten. Doch auch seinem Einsatzwillen konnten die vielen Rückschläge keinen Abbruch tun. Neben seinen vielen katechetischen Unterweisungen gilt die Erstellung eines chinesischen Katechismus als einer seiner größten missionarischen Errungenschaften. Im Januar 1908 verstarb der in Brixen noch heute hoch verehrte Chinamissionar an den Folgen einer Typhusepidemie.

Zwei Jahre nach dem Tod Freinademetz´, im Jahre 1910, wurde mit Josef-Mayr Nusser ein „neues Licht“ für die Südtiroler Kirche geboren. Er verbrachte seine Jugend in einer spannungsreichen Zeit: Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurden die Gebiete Trient, Südtirol und Triest von Italien annektiert. Zu einer Verschlimmerung der Umstände trug sodann die Machtergreifung Mussolinis bei, der auch die Kultur der deutschsprachigen Bevölkerung zwangsitalienisieren ließ. Für die Südtirolerinnen und Südtiroler ergaben sich nur zwei Optionen: Entweder sie blieben in ihrer geliebten Heimat, akzeptierten somit aber die italienische Staatsangehörigkeit, oder sie zogen in das Deutsche Reich. Für ersteres entschloss sich Josef Mayr-Nusser. Früh setzte sich der Familienvater für die Katholische Aktion und für die Vinzenzgemeinschaft ein und förderte insbesondere die Jugendarbeit. Untrennbar verknüpft mit der Verkündigung der Frohen Botschaft war für ihn die geistliche wie intellektuelle Auseinandersetzung mit den politischen „Wirren“ seiner Zeit. Als einen solchen mit seiner eigenen Überzeugung unvereinbaren Standpunkt betrachtete er auch die rassen- und menschenverachtende Ideologie Adolf Hitlers. Nachdem er, obwohl Italiener, zum Wehrdienst bei der Waffen-SS eingezogen worden war, verweigerte er am 4. Oktober 1944 – seinem zukünftigen Gedenktag – aus religiösen Gründen den SS-Eid. Aufgrund dieser Verweigerung zum Tode verurteilt, starb Josef Mayr-Nusser auf dem Deportationsweg nach Dachau an den Folgen von Misshandlung – in symbolischer Weise in einem Viehwagon. Dass sein Märtyrertod selbst nur die Konsequenz seiner dem Gehorsam Christi verpflichteten Lebensführung war, betonte Kardinal Amato in einem prächtig gefüllten Bozner Dom am 18. März 2017 im Rahmen des Seligsprechungsgottesdienstes, an dem auch wir teilnehmen konnten. Josef Ferrari, Nussers einstiger geistlicher Begleiter, brachte es noch einmal wie folgt auf den Punkt: „Vor ihm mag das Leben gestanden haben – seine Frau, die er zärtlich liebte, sein Söhnlein, dem sein väterliches Sorgen und Lieben galt, seine Geschwister, an welchen er mit inniger Bruderliebe hing – seine Bergheimat, die er in der Fremde und Öde der Landschaft noch mehr lieben gelernt: Dies alles mag vor ihm gestanden haben. Er traf dennoch seine Entscheidung.“ Seine überzeugende und konsequente Lebensführung als Bote Christi und sein Martyrium des Glaubens in der dunklen Zeit der NS-Diktatur sind bis heute für viele Südtiroler und Südtirolerinnen ein großes Vorbild. Angesichts einer auch in Südtirol spürbar abnehmenden Begeisterung für Fragen des Glaubens ist der Einsatz dieses Blutzeugen ein zuversichtliches Zeichen dafür, dass der quantitative Rückgang dem qualitativen Glaubensfundament auch im auch im 21. Jahrhundert keinen Abbruch tun wird.

© Luca Lorenzelli - fotolia.com

Bitte einmal ausfüllen!

Klaus Vechtel SJ, Professor für Dogmatik und Dogmenhermeneutik, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

Zum Frühstück... eine Kanne Tee u. Müsli

Mit 16 Jahren wollte ich... wie mein Deutschlehrer sein (und ein bißchen wie Bob Dylan)

Ich bin Christ, weil... meine Eltern mich so erzogen haben und weil ich die Beziehung zu Gott und zu Jesus als lebenspendend u. beglückend erfahre

Zur Zeit lese ich... Jan Wagner, Selbstportrait mit Bienenschwarm (Gedichte)

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... Schwierig. Meistens schätze ich konkrete Eigenschaften an konkreten Menschen

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Karl Rahner, Wolfhart Pannenberg

Dem Papst würde ich raten, weiter Diskuse und Diskussionen in der Kirche zuzulassen

Geld macht mich... nicht an (jedenfalls nicht besonders)

Drei interessante Wörter: Logik existentieller Erkenntnis

Kürzlich habe ich mich geärgert über... jedem gebührt der Ärger, der ihm von Amts wegen zusteht

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... Gitarre spiele

In der Zukunft träume ich davon... dass die getrennten Christinnen u. Christen gemeinsam zum Abendmahl gehen können

Sankt Georgen ist für mich ... ein Ort zum Studieren

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... was mein Tertiatsinstruktor immer gesagt hat: keep it relational!

Die Freiheit, frei zu sein

Ein erstmals veröffentlichter Essay von Hannah Arendt

PHILIP FUHRMANN
Lizentiat Theologie, Master Philosophie

„Die Freiheit, frei zu sein." – Ein Titel, der dem Anfang 2018 veröffentlichten Essay von Hannah Arendt zu unverhoffter Popularität verholfen hat. Wochenlang auf den Bestsellerlisten und rezensiert in jedem namhaften Feuilleton, scheint der Titel eine weitverbreitete Sehnsucht zu bedienen. Doch woher kommt der Wunsch nach Freiheit zu einer Zeit, in der wir in Deutschland doch auf den ersten Blick in noch nie dagewesenem Wohlstand und Freiraum leben können? Der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Bauman schrieb schon 2007 in seinem Buch *Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit*: „Und doch, trotz aller »objektiven Beweise« sind ausgerechnet wir Verwöhnten und Verhätschelten unsicherer und ängstlicher, neigen stärker zu Panik, fühlen uns leichter bedroht und beschäftigen uns leidenschaftlicher mit allem, was unsere Sicherheit betrifft, als die meisten anderen Gesellschaften der Geschichte." Er sieht die Ursache in vermeintlich gesellschaftlich verursachtem Leid: „[Denn] wenn unsere Beziehungen immer noch nicht unseren Wünschen entsprechen, wenn die Regeln nicht so sind, wie sie sein sollten (und unserer Meinung nach sein könnten), dann neigen wir zu dem Verdacht, dass zumindest ein verwerflicher Mangel an gutem Willen vorliegt. In den meisten Fällen gehen wir sogar von dunklen Machenschaften aus, von einem Komplott, einer Verschwörung, von kriminellen Absichten, einem Feind vor unseren Toren oder unter dem Bett, von einem Übeltäter, dessen Name und Adresse es noch aufzudecken und den es vor Gericht zu stellen gilt. Kurz: von böswilliger Absicht." In dieses, unsere gesellschaftliche Gefühlslage beschreibende, Setting gebettet, eröffnet Arendts Essay einige erhellende Differenzierungen und Einsichten. „Mein Thema heute ist, so fürchte ich, fast schon beschämend aktuell", beginnt der aus dem Jahr 1967 stammende Aufsatz fast schon prophetisch ewig geltend. Die Autorin nahm Revolutionen in ihrem damaligen Alltag als „inzwischen alltägliche Ereignisse" wahr. Dies und die daraus nutzenziehende, interventionsfreudige Außenpolitik der Vereinigten Staaten – Arendts Wahlheimat nachdem sie als Jüdin Deutschland 1933 verlassen musste – nahm sie zum Anlass, das Phänomen der Revolution näher zu betrachten und zu analysieren. Sie legt dar, dass Revolution ursprünglich Restauration bedeutet. Sie habe zwar Freiheit zum Ziel gehabt hätte, jedoch nicht in den Implikationen und Ausmaßen, die sie im Verlauf der revolutionären Geschichte bekam. Die beiden großen Revolutionen Ende des 18. Jahrhunderts – die amerikanische und die französische – hätten dem Wort „Revolution" seinen bis heute verwendeten Sinn gegeben, daher liegt

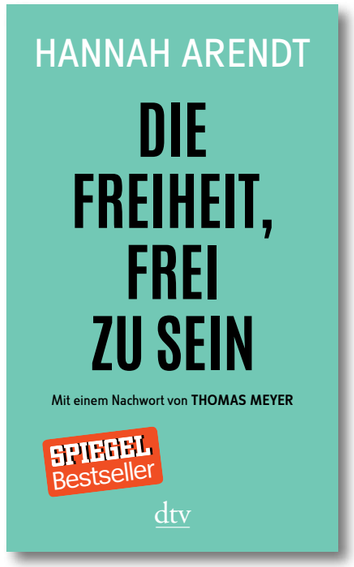
„Genährt wurde die Leidenschaft von dem Wunsch jedes Einzelnen, gesehen, gehört, angesprochen, anerkannt und respektiert zu werden."

auf ihnen das Hauptaugenmerk im Essay. In der Untersuchung und dem Vergleich zwischen dem „Scheitern" in Frankreich und dem „Gelingen" in Amerika kommt Arendt zu differenzierten Formen von Freiheit. So waren die Auslösenden in beiden Ländern Gelehrte, bei denen die Leidenschaft für die Freiheit um ihrer selbst Willen erwachte, Müßiggänger, „die keinen Herrn hatten und nicht immer eifrig dabei waren, ihren Lebensunterhalt zu verdienen." Genährt wurde die Leidenschaft von dem Wunsch jedes Einzelnen, „von den Menschen ringsum und in seinem Bekanntenkreis gesehen, gehört, angesprochen, anerkannt und respektiert zu werden", zitiert Arendt John Adams. Die Männer der ersten Revolutionen wären sich aber nicht bewusst gewesen, dass der politischen Freiheit eine Befreiung von Not vorausgehen musste. Und während in Paris im Kampf um die Anerkennung und Wahrnehmung jedes Einzelnen die verzweifelte Armut der Massen zum ersten Mal sichtbar wurde, gab es in Amerika eine politische Umgestaltung der Gesellschaft der Privilegierten, die ihre Freiheit von Not auf dem Rücken schwarzer Sklaven gesichert hatten. Dadurch wird laut Arendt folgende zentrale Erkenntnis sichtbar: „Nur diejenigen, die die

Freiheit von Not kennen, wissen die Freiheit von Furcht in ihrer vollen Bedeutung zu schätzen, und nur diejenigen, die von beidem frei sind, von Not wie von Furcht, sind in der Lage, eine Leidenschaft für die öffentliche Freiheit zu empfinden“. Die Freiheit, frei zu sein, ist ein Privileg, „das einen kleinen Prozentsatz der Menschheit durch die Jahrhunderte auszeichnete. Was wir als die (dokumentierte) Menschheitsgeschichte bezeichnen, ist größtenteils die Geschichte dieser wenigen Privilegierten.“

Während wir in (zumindest West-)Europa dank fortschreitender technischer Entwicklung und Digitalisierung größtenteils von Not befreit sind, sollten wir uns also genau fragen, wem unsere Furcht hilft. Der autoritäre Rechtsruck vieler europäischer Regierungen ergibt plötzlich Sinn, denn der Antrieb polemisierender Parteien und Bewegungen, Drohkulissen von Terror, Überfremdung, gesellschaftlichem Zerfall oder wirtschaftlicher Not aufzuziehen, führt zum Wunsch nach der Befreiung von Furcht – und der Wunsch nach politischer Mitbestimmung wird zugunsten einer „starken Führung“ eingetauscht. Politische Freiheit wird zurück in die Hände weniger Privilegierter geführt. Die Gedanken von Hannah Arendt zu Freiheit und Revolution können uns gerade aktuell viel lehren, und gemeinsam können und müssen (!) wir – mit ihren Worten – „[…] darauf hoffen, dass die Freiheit in einem politischen Sinn nicht wieder für Gott weiß wie viele Jahrhunderte von dieser Erde verschwindet.“

© gettyimages / Fred Stein Archive



Hannah Arendt: Die Freiheit, frei zu sein
dtv Literatur
Deutsche Erstausgabe, 64 Seiten
ISBN 978-3-423-14651-7

Versicherer im Raum der Kirchen
Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

Mit unserer Autoversicherung Classic sind Sie auf allen Wegen sicher unterwegs:

- Niedrige Beiträge
- Öko-Tarif für umweltbewusste Autofahrer
- Faire und schnelle Schadensabwicklung

Jan Lanc, Agenturleiter
Friedhofstraße 78 · 63263 Neu-Isenburg
Telefon 0178 6040538
jan.lanc@vrk-ad.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.

Hitzkopf
Bedeutung:
Person, die sich besonders leicht aufregt und dabei außer sich gerät

ähnliche Wörter:
Zornigel • Heißsporn • Teufelskerl (ugs.) • Brausekopf • Krawallbürste (ugs.) • wilder Hund (baier.) • Haudegen • Feuerkopf
Zänker • Zankhahn • Choleriker • Krawallmacher • Draufgänger

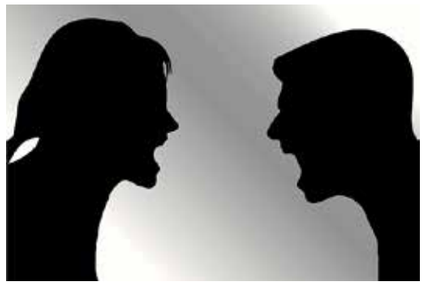
Assoziationen:
aggressiv • aufbrausend • cholerisch • streitsüchtige Person • exzitabel (med.) • jähzornig • fuchteufelswild

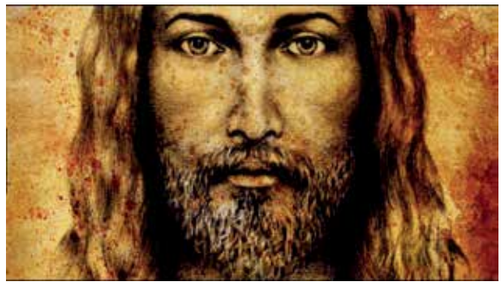
Teilwort-Treffer
hitzköpfig • Holzkopf • Hohlkopf

Hitzkopf, Wut, Jesus

Alle | Bilder | News | Videos | Shopping | Mehr | Einstellungen | Tools

Centerfold





Inspiration: Google Bildersuche

Stimmen aus
Sankt Georgen

Wie katholisch muss man sein, um Theologie zu studieren?

MARTIN HÖHL
Magister Theologie

„Du siehst überhaupt nicht aus wie ein Katholik!“ Als ich vor ein paar Wochen zu Gast beim Studierendenrat Evangelische Theologie sein durfte, wurde ich mit diesen Worten von einer Teilnehmerin begrüßt. Was hatte sie wohl erwartet? Wie muss ein Student der katholischen Theologie aussehen? Besonders fromm? Ehrlich gesagt empfand ich den Kommentar als Kompliment – und so war er auch gemeint. Das sollte zu denken geben. An Äußerlichkeiten jedenfalls lässt sich das Katholische offensichtlich nicht immer festmachen (vgl. Mt 6).

Aber muss ein Theologe nicht wenigstens in dem, was er oder sie studiert und schreibt „katholisch“ sein? Klarerweise nein. Das Katholischsein eines Menschen betrifft nur ihn oder sie selbst – andere haben weder Recht, noch Möglichkeit, noch Anlass, darüber

„Es geht um die Entscheidung für oder gegen eine immer weiter voranschreitende intellektuelle Selbstghettoisierung der Theologie.“

zu urteilen. Deswegen kann und will ich hier auch nicht sagen, wie oft ein Theologiestudent beten, was er von der Kirche denken und wie stark er sich mit dem Glauben identifizieren sollte. Wer bin ich, das zu beurteilen? Nicht jeder, der nur oft und öffentlich genug „Herr, Herr“ schreit, indem er beispielsweise sein Brevier als Monstranz vor sich herträgt, ist am Ende besonders „katholisch“ (vgl. Mt 7,21-23). Umgekehrt mag es zahlreiche „anonyme Christen“ geben, was durchaus eine legitime Lebensweise zu sein scheint (vgl. Jes 2,2-4; Ps 15).

Die Ausgangsfrage ist jedoch keineswegs trivial: Es geht um die Entscheidung für oder gegen eine immer weiter voranschreitende intellektuelle Selbstghettoisierung der Theologie. Möchte sie diskursfähig bleiben, muss sie aufhören, drängenden Fragen mit fulminanten Narrativen auszuweichen. Sind es nicht gerade Religionskritiker mit ihren wohl durchdachten Einwänden, die zu heilsamen Erneuerungsprozessen führen? Schon die Bibel kennt christologisch versierte Dämonen, die sicher nicht „katholisch“, aber gute Theologen sind (vgl. Mk 1,24; 1,34; 5,7). Die einzige „Katholizität“, die ein Studium der Katholischen Theologie voraussetzt, ist ein Interesse an Gegenstand und Methode. Wer käme – umgekehrt – auf die Idee, einer Evolutionsbiologin vorzuschreiben, sie dürfe nicht an Gott glauben? Niemand würde ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse in Frage stellen, nur weil sie religiös ist.

Was könnte man nun denen entgegenhalten, die den Glauben als notwendige Bedingung für ein Theologiestudium ansehen? Ich schlage einen Perspektivwechsel vor: Sollte an der christlichen Botschaft etwas dran sein, wird sie auch der härtesten Kritik begegnen können und muss Diskurse nicht mit Autorität oder Gesprächsverweigerung unterdrücken. Ist es nicht allzu kleingläubig, feige gar, seine Gesprächspartner vorher in recht- und ungläubig einzuteilen, statt jedem Rede und Antwort zu stehen (vgl. 1 Petr 3,15)?

DARIÉE PIENDL
Bachelor Philosophie, Magister Theologie

MARTIN STERNHAGEN
Magister Theologie

Fotos: Christian Trenk

Für die Beantwortung dieser Frage habe ich mir die Gegenfrage gestellt: „Muss man überhaupt katholisch sein, um Theologie zu studieren? Und was heißt es, katholisch zu sein?“

Nach längerer Überlegung bin ich erstens zu dem Ergebnis gekommen, dass „katholisch sein“ keine Voraussetzung ist, um Theologie zu studieren. Und zweitens, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, wie man „katholisch sein“ definieren kann. „Katholisch sein“ kann zum einen bedeuten, dass eine Person lediglich katholisch getauft wurde, sich jedoch nie mit der Lehre des Katholizismus beschäftigt hat und eher eine atheistische Position einnimmt. Ebenso kann es jedoch bedeuten, dass es sich um eine Person handelt, die gläubig ist und ihren Glauben praktiziert. Darüberhinaus gibt es noch weitere Dimensionen des „Katholisch-Seins“.

Sowohl der „lediglich Getaufte“ als auch der „überzeugte und praktizierende Katholik“ haben beide die Möglichkeit, Theologie zu studieren. Unterschiedlich sind jedoch die Beweggründe, weshalb sie sich für ein Theologiestudium interessieren. So könnte es sein, das sich der „lediglich Getaufte“ für ein Theologiestudium einschreibt, um den Katholizismus zu verstehen und ihn begründet verwerfen zu können, mit anderen Worten, Theologie aus einer Außenperspektive betreibt.

Das Pendant dazu wäre ein Student/eine Studentin, der/die aufgrund seiner/ihrer persönlichen religiösen Überzeugungen, und dem Wunsch, seinen/ihren Glauben tiefgehend zu reflektieren, Theologie studiert. Darüber hinaus sei hier erwähnt, dass es keine Bedingung für ein Theologiestudium ist, katholisch getauft zu sein. Die Interessierten können ebenso gut dem Islam oder Judentum angehören.

Mein Fazit lautet, dass „katholisch sein“ keine Voraussetzung für ein Theologiestudium ist. Katholische Theologie kann sowohl studiert werden, um nach dem Studium im Dienste der Kirche zu arbeiten, aber ebenso, um atheistische so wie theistische Grundüberzeugung argumentativ artikulieren und verteidigen zu können.

Messere Riccardo di Chinzica, ein pisanischer Richter, war konfrontiert mit einem Problem, an dessen Entstehung er nicht ganz unschuldig war, schien es ihm doch im fortgerückten Alter ein guter Einfall, noch einmal zu heiraten, obwohl er sich „weit mehr durch die Kräfte des Verstandes als durch solche des Körpers auszeichnete“, wie Giovanni Boccaccio in seinem *Dekamerone* feinsinnig schildert. Ernüchtert durch die kraftzehrenden Erfahrungen der Hochzeitsnacht wandte er sich alsbald lieber einer frömmelnden Lebensweise zu, die sich in genauester Beachtung aller „Fastenzeiten, Vierzigstundengebete, Nachtwachen und tausenderlei Namenstage, Freitage, Samstage und die Sonntage als die Tage des Herrn, die Osterfastenzeit, gewisse Mondstellungen und was es sonst noch für Ausflüchte gab“ manifestierte, und ihm ermöglichte, fortan die Erfüllung gewisser ehelicher Pflichten auf ein Minimum zu reduzieren, zum nicht geringen Verdruss seiner schönen und jungen Braut.

Ein Katholizismus dieser Prägung erscheint zweifellos fromm, ist es vielleicht auch, vermag aber kaum zu verbergen, dass andere – persönlichere – Motive handlungsleitend sind. „Wie katholisch man sein muss, um Theologie zu studieren?“ – Die Frage führt weg von der eigentlichen Problematik einer akademischen Ausbil-

„Vielmehr wäre zu fragen, wie theologisch eigentlich das Studium sein kann, um noch katholisch zu sein.“

dungsstätte: Vielmehr wäre zu fragen, wie theologisch eigentlich das Studium sein kann, um noch katholisch – das heißt: allgemein – zu sein; und ab wann akademische Nachtwachen und Vierzigstundengebete als „l'art pour l'art“ zum Selbstzweck werden, statt den Bedürfnissen der Gemeinschaft der Gläubigen zu dienen. Es droht ansonsten eine Entfremdung, ähnlich jener, die auch Messere Riccardo und seine Frau befallen hat. Der schönen Bartolomea jedenfalls ist schließlich der Kragen geplatzt; mit welchem Ergebnis, das mögen die Interessierten selbst nachlesen, in der Zehnten Geschichte des Zweiten Tages.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Wissenschaftlicher Nachwuchs in der deutschsprachigen Katholischen Theologie

Im Jahr 2016 hat das Oswald von Nell-Breuning-Institut – wie schon im Jahr 2011 – im Auftrag der DBK eine statistische Vollerhebung zur Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Katholischen Theologie durchgeführt. Dabei wurden die Stellenstruktur, die Zusammensetzung der Professorien und des akademischen Mittelbaus sowie die Entwicklung der Qualifikationsarbeiten und anstehende Emeritierungen an den staatlichen und diözesanen Fakultäten, an den Ordenshochschulen und an den nichtfakultären Einrichtungen für Katholische Theologie analysiert. Zudem wurden erstmals auch die deutschsprachigen Fakultäten in Österreich, Südtirol und der Schweiz in die Erhebung einbezogen.

Ein Befund ist, dass der Anteil drittmittelfinanzierter Stellen im akademischen Mittelbau bei den Ordenshochschulen besonders hoch (66 Prozent) und bei den Fakultäten in diözesaner Trägerschaft besonders niedrig ist (10 Prozent). Die staatlichen Fakultäten und nichtfakultären Einrichtungen liegen mit 24 Prozent beziehungsweise 23 Prozent im Mittelfeld. Untersucht man, wie viele Drittmittel die einzelnen Einrichtungen eingeworben haben, um solche MitarbeiterInnen-Stellen zu finanzieren, dann führen die staatlichen Fakultäten in Münster und Bochum – gefolgt von Sankt Georgen. Während aber in Münster auf fünf haushaltsfinanzierte etwa drei drittmittelfinanzierte Stellen (Stellenumfang insgesamt: 40) und in Bochum auf drei haushaltsfinanzierte vier drittmittelfinanzierte Stellen (Stellenumfang insgesamt: 19) kommen, stehen in Sankt Georgen vier haushaltsfinanzierten Stellen knapp neun drittmittelfinanzierte Stellen gegenüber (Stellenumfang insgesamt: 13); eine auffällige Asymmetrie, die verdeutlicht, wie schützenswert die wenigen nicht an kurzfristige Forschungsprojekte gebundenen haushaltsfinanzierten Stellen sind.

Die Ergebnisse der Erhebung wurden im Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften 58/2017 veröffentlicht. Ergänzende Informationen können dem FAgsF 67 entnommen werden.

Hugo von Sankt Viktor-Institut für Quellenkunde des Mittelalters

Ein Beitrag zu juristischen Konzeptionen

Im Zusammenhang mit einem Beitrag für ein rechtswissenschaftliches Lexikon hat Rainer Berndt SJ sich mit der Rolle der Pariser Augustinerchorherren aus Saint-Victor bei der Entwicklung juristischer Konzeptionen im Mittelalter befasst.

Das Interesse der Viktoriner Hugo und Andreas – der eine wie der andere markanter Ausleger der Heiligen Schrift – an rechtlichen Kategorien dürfte sich auf ihr gemeinsames Interesse an der Bibel gründen. Beide Autoren zeichnen sich dadurch aus, dass sie in ihren Werken besonders den Pentateuch rezipieren wollen. Unter dieser Rücksicht haben sie ein juridisch geprägtes Vokabular entwickelt und einige, breit rezipierte Begriffsbestimmungen formuliert (beispielsweise Kanon, Regel, Gesetz, Gebot, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit).

Hugo sticht dabei hervor mit seinem auf Augustinus fußenden, aber einmaligen, weil rechtlich fundierten, Begriff von Heilsgeschichte. Er arbeitet nämlich die Lehre von einem dreifach einen Gottesgesetz aus, das Gottes Handeln geschichtlich adäquat erkennen lässt: das vor dem Sinai gültige Gesetz, das seit dem Sinai geltende Gesetz sowie das Gesetz Christi, das ist die Gnade. Dieses Gesetzesverständnis ermöglicht den Christen neue Perspektiven im Gespräch der Religionen. Denn das kraft der Zeit differenzierte Gesetz bewirkt, dass gleichzeitig drei Menschengruppen (Christen, Juden, Heiden) nebeneinander bis zur Vollendung der Zeit bestehen bleiben können. Dann erst wird sich zeigen, dass ausnahmslos alle allein durch Gottes Gnade gerechtfertigt werden.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

Medienwandel – Jahrestagung 2018

Vom 14. bis 16. März fand an der Hochschule Sankt Georgen die diesjährige Jahrestagung des Instituts für Weltkirche und Mission statt. Unter dem Titel „Christentum und Medialität. Bedeutung – Chancen – Konflikte“ haben sich Expertinnen und Experten aus aller Welt und unterschiedlichen Disziplinen mit der Rolle und Bedeutung von Medialität und Medienwandel im Christentum in Geschichte und Gegenwart befasst. Wie gestaltet sich die Wechselbeziehung zwischen sich wandelnden Medien auf der einen Seite und christlichen Diskursen, Praktiken, Wahrnehmungserfahrungen sowie Vergemeinschaftungsformen auf der anderen? Und wie sind besonders neuere und neueste Entwicklungen im gegenwärtigen digitalen Zeitalter aus missionswissenschaftlicher Perspektive zu beurteilen?

Für die Auseinandersetzung mit diesen Fragen konnte das IWM mit Antonio Spadaro SJ und Paul Tighe nicht nur zwei prominente Medienexperten aus Rom gewinnen. Mit Wolfgang Beck (Frankfurt a. M.), Agnes M. Brazal (Manila), Robbie B. H. Goh (Singapur), Peter Horsfield (Melbourne) und weiteren Gästen war die Veranstaltung auch international und interdisziplinär breit aufgestellt. Widerhall hat sie auch in der Presse gefunden, so berichteten beispielsweise die Vatican News, das Domradio, die Tagespost und Kathpress über die Tagung.

Einen Rückblick auf die Veranstaltung und zugleich Einblick in die Thematik gewähren Ihnen Interviews mit unseren Tagungsexpertinnen und -experten. Die Interviews finden Sie unter www.iwm.tv.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Konfessioneller Religionsunterricht in gemischten Lerngruppen

Die in einigen Bundesländern übliche Praxis, katholischen Religionsunterricht auch in konfessionell gemischten Lerngruppen anzubieten, war zu lange kaum einmal Gegenstand religionspädagogischer Forschung. Was ist angesichts der heterogenen Voraussetzungen der Schülerinnen und Schüler in diesem Unterricht möglich – an pluralitätssensibler religiöser Bildung? Was ist vielleicht gerade erst unter diesen Bedingungen möglich? Auf die Klärung dieser Fragen zielt eine empirische Studie, die das Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik an der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main im Auftrag des Bistums Mainz im Primarbereich erstellte.

Die am 22. November 2016 veröffentlichten Empfehlungen der deutschen Bischöfe für die Kooperation des katholischen mit dem evangelischen Religionsunterricht verstärken den Rückenwind nicht nur für die Auseinandersetzung mit dem Religionsunterricht in gemischten Lerngruppen, sondern auch für die strukturelle Verankerung konfessioneller Kooperation in einer je nach Diözese und Region zukunftsfähigen Gestalt.

Machen Unterschiede Unterschiede? Der jüngst unter diesem Titel erschienene Band präsentiert die zentralen Ergebnisse der Forschung und ordnet sie in ihren schulischen und religionspädagogischen Zusammenhang ein. Die Autoren zeichnen zunächst die Entwicklungen nach, die diese Studie haben erforderlich werden lassen, indem sie Ansichten zu einer wechselvollen Geschichte des Religionsunterrichts formulieren. Ihnen folgen empirische Einsichten, zunächst jene, die sich hierzu aus der einschlägigen Forschung im deutschsprachigen Raum haben gewinnen lassen, und im Anschluss daran jene, die diese neue Studie gewährt. Abschließend werden Aussichten für einen zukunftsfähigen konfessionellen Religionsunterricht konturiert, die sich aus dem zuvor Dokumentierten ableiten lassen.

Diese Studie richtet sich an Religionspädagoginnen und Religionspädagogen, an Verantwortliche für Schulen in Landeskirchen und Diözesen, an Religionslehrerinnen und Religionslehrer sowie an alle am Religionsunterricht Interessierten.

Unterstützung ist für mich eine Gnadenerfahrung

Ein Gespräch mit Stefan Müller, dem ersten blinden Pfarrer in Deutschland

A

Alumni berichten

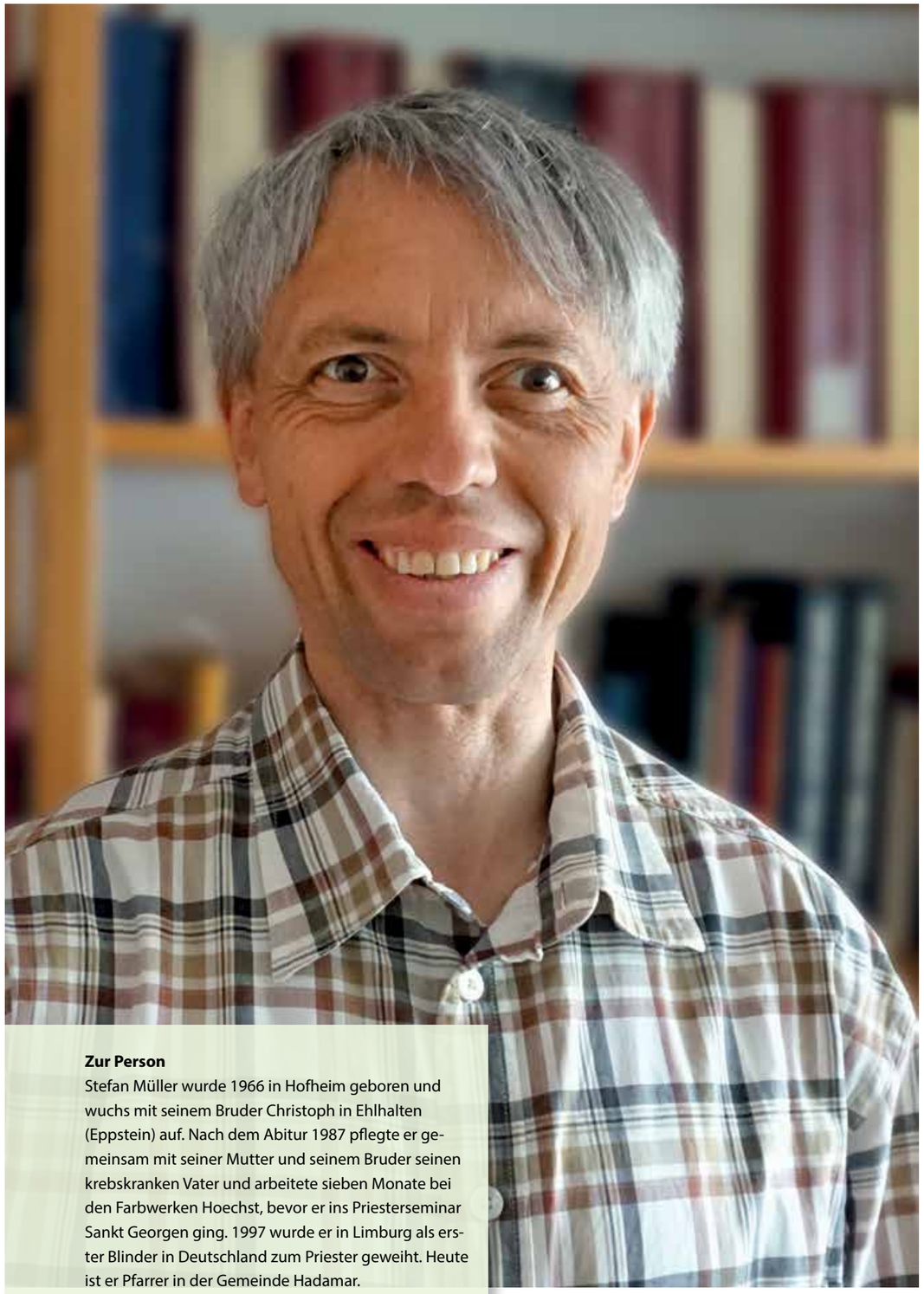
Sie haben uns erzählt, dass Ihre Eltern beide blind waren. Wie war es, als Kind blinder Eltern aufzuwachsen?
Unsere Mutter konnte anfangs noch etwas sehen, unseren Vater haben wir nie anders kennen gelernt als vollblind. Ich habe als Kind schon die Erfahrung gehabt, dass es Dinge gibt, die ich besser kann als meine Eltern. Ich habe dadurch ein gesundes Selbstbewusstsein bekommen. Dennoch war ganz klar, wer den Ton in der Beziehung angegeben hat.

Als Sie zwei Jahre alt waren, wurde Ihrer Familie klar, dass Sie und Ihr Bruder ebenfalls erblinden würden. Wie sind Sie als Jugendlicher mit dem Blindsein umgegangen?
Seit ich denken kann, bin ich mit diesem Sehfehler groß geworden. In der Schule habe ich noch die normale Schrift lesen gelernt. Ich bin allerdings von Anfang an in eine Sonderschule – wie es damals hieß – für Sehbehinderte gegangen. Im Laufe meiner Jugend ist das Sehvermögen immer weniger geworden. Das hat mein Leben geprägt. Aber auch, dass der Glaube ganz normal zu unserer Familie dazugehört hat.
Dass das eine Schwierigkeit sein kann, wenn man nicht sieht, das habe ich so nicht eingeschätzt. Ich bin in einer Blindenwelt groß geworden und bin heute sehr froh und dankbar darüber. Ich kann nur empfehlen, als Blinder mal eine Zeit lang unter Blinden zu leben, weil man da ein anderes Selbstbewusstsein entwickelt. Für mich war Blindsein normal. Wir wurden nicht bedauert und das war ein großer Vorteil.
Aber natürlich hat das den Nachteil, dass ich wenig Erfahrung in der sehenden Welt habe. Da sind Dinge, die mir erst später bewusst geworden sind. Dinge, die ich nicht so mitbekomme, wie Körpersprache und so weiter. Insofern ist das also wirklich auch eine Behinderung. Das habe ich anfangs nicht so registriert.

Um Priester zu werden, haben Sie diese Blindenwelt verlassen. Wurde Ihnen auf diesem Weg auch mit Skepsis begegnet?
Ende der achtziger Jahre war der Priestermangel auch schon absehbar und ich habe damals noch deutlich mehr gesehen als heute, konnte also zum Beispiel noch lesen. Ich habe in meiner Naivität gedacht, wenn da einer kommt und Pfarrer werden will, dann nehmen die den mit offenen Armen auf.

Dem war aber nicht so?
Mein Bischof, Franz Kamphaus, hat zunächst gemeint, ob es für mich in meiner Situation nicht besser wäre, in ein Kloster zu gehen. Ich habe also das Studium unter der Prämisse begonnen, dass das Bistum sagt: Mach mal, aber du wirst schon sehen, dass das nichts für dich ist. Das war zumindest meine subjektive Empfindung. Später hat sich gezeigt, dass das Bistum mir gegenüber sehr offen war. Damals aber habe ich einen enormen Druck empfunden, beweisen zu müssen, dass ich das kann.
Als ich zwei Jahre in Sankt Georgen war, sollte ich ein Praktikum machen. Ein solches Praktikum hieß unter uns Studenten Strafpraktikum. Die, bei denen es keine Bedenken gab, haben ein solches Praktikum nicht gemacht. Mein geistlicher Begleiter hat aber zu mir gesagt: Wenn du als Strafe empfindest, was du da machen sollst, dann musst du dir wirklich überlegen, ob du Pfarrer werden willst. Ich bin dann mit einer ganz anderen Einstellung in dieses Praktikum gegangen und habe dort größtenteils wunderbare Erfahrungen gemacht.
Am Ende sagte mir der Regens: Das Praktikum hat gezeigt, dass die Sehbehinderung kein Hinderungsgrund ist. Dann habe ich mich zum ersten Mal selbst geprüft. Will ich überhaupt Priester werden? Ist es denn meine Berufung? Davor ging es lange darum, zu beweisen, dass ich es werden kann. Heute bin ich froh und dankbar, dass ich Priester bin und bereue es in keiner Weise, dass ich diesen Weg gegangen bin.

Wie haben Sie Ihre Berufung entdeckt?
Ich bin in einer gut katholischen Familie groß geworden. Der Glaube war sehr präsent. Im Internat in Marburg hat keiner mehr darauf geachtet, dass wir, mein Bruder und ich, in die Kirche gehen. Ein Tischgebet gab es auch nicht mehr, es



Zur Person
Stefan Müller wurde 1966 in Hofheim geboren und wuchs mit seinem Bruder Christoph in Ehlhalten (Eppstein) auf. Nach dem Abitur 1987 pflegte er gemeinsam mit seiner Mutter und seinem Bruder seinen krebskranken Vater und arbeitete sieben Monate bei den Farbwerken Hoechst, bevor er ins Priesterseminar Sankt Georgen ging. 1997 wurde er in Limburg als erster Blinder in Deutschland zum Priester geweiht. Heute ist er Pfarrer in der Gemeinde Hadamar.

Foto: Eronim Vărgă

hat sich keiner mehr dafür interessiert. Ich war in der Pubertät und die Frage war: Wo grenze ich mich ab? Von Zuhause oder von dem Umfeld, in dem ich jetzt lebe, in dem der Glaube keine Rolle spielt? So haben wir als Jugendliche natürlich nicht gedacht, so kann ich erst heute darüber reden. Wir sind dann alleine in die Kirche gegangen.
In der Beichte kurz nach meiner Firmung habe ich zu meinem Pfarrer gesagt: Ich weiß nicht, was das jetzt alles gesollt hat mit der Firmung, ich streite mich noch genau so oft mit meinem Bruder wie früher, ich gehe nicht lieber in die Kirche als früher und finde die Predigt auch nicht interessanter als früher. Ich habe gedacht, wenn ich gefirmt werde, will ich doch als Christ entschieden leben. Darauf hat der Pfarrer gesagt: Du willst also entschieden als Christ leben. Dann überleg dir mal, was das für dich heißt. Das habe ich getan und damals hieß das für mich: Du musst Pfarrer werden. Heute ist mir klar: Auch meine Eltern haben entschieden als Christen gelebt, mein Vater war kein Pfarrer und meine Mutter war keine Nonne. Es gibt viele Menschen, die entschieden als Christen leben, ohne dass sie Pfarrer sind. Für mich damals hieß das aber: Ich muss Pfarrer werden.

Dazu mussten Sie an der Hochschule Sankt Georgen studieren. Gab es dabei Hürden, die Sie nehmen mussten?
Das Studieren selbst hat gut geklappt. Da hatte ich auch sehr große Unterstützung meiner Mitstudenten und Professoren. Die haben mir Dinge doppelt so groß kopiert und in der Bibliothek die Karteikarten rausgesucht. Natürlich war auch ein Vorteil, dass das Theologiestudium schon damals im Vergleich mit anderen Studiengängen relativ verschult war. Ich konnte viel über Hören lernen statt über das Lesen von Büchern. Ich hatte eine Steno-Maschine, aus der ein langer Streifen mit Blindenschrift herauskommt. Auf dem Streifen hat man natürlich keinen Überblick. Ich musste mich also hinsetzen und meine Notizen später mit einer Bogenmaschine auf richtige Blätter übertragen. Das war dann auch schon eine sehr effektive Nachbereitung der Vorlesung.

Gibt es eine Geschichte aus Sankt Georgen, an die Sie sich gerne erinnern?
Ich fand damals den Arbeitskreis Brasilien ganz toll. Das war meine Gruppe, meine Gemeinschaft. Hauptsächlich waren das Studierende, die für das Freisemester nicht nach Würzburg gegangen sind, wie ich, oder nach Innsbruck oder Wien, sondern nach Brasilien. Was mich sehr nachdenklich gemacht hat: Die, die von Brasilien zurückkamen, das waren andere Leute. Keiner von denen ist zurück ins Priesterseminar. Die sind ins Kaiserlei gezogen und haben dort mit Obdachlosen gelebt. Ich hätte das nicht machen können, aber ich fand das faszinierend und begeisternd.

Heute sind Sie Pfarrer in Hadamar. Wie sieht denn Ihr Alltag in der Gemeinde aus?
Typisch für den Alltag in der Gemeinde ist eben, dass man nicht genau sagen kann: Montagfrüh mache ich das, Dienstagmittag das. Ich kenne keinen anderen Beruf, in dem man mit so vielen unterschiedlichen Menschen in so unterschiedlichen Situationen zusammenkommt. Die Grundoffenbarung Gottes – Ich bin der Ich-bin-da – zu vermitteln, egal in welchen Situationen, das gefällt mir. Deshalb ist meine Woche auch immer so unterschiedlich.

Was machen Sie denn, wenn Sie mal frei haben? Was machen Sie zum Ausgleich?
Mir ist es wichtig, mit meiner Mutter, die jetzt achtzig ist, Zeit zu verbringen. Und demnächst fahre ich mit meinem Bruder und einem befreundeten Ehepaar für eine Woche ins Ruhrgebiet.
Früher bin ich gerne in den Bergen gewandert, und ich bin auch hier noch sehr viel zu Fuß unterwegs. Wenn ich zum Beispiel zum Gottesdienst oder zum Firmunterricht nach Oberzeuzheim, Niederzeuzheim oder Niederhadamar muss, laufe ich hin und her. Das ist jedes Mal eine gute halbe Stunde, so dass ich häufiger zwei Stunden am Tag draußen auf den Beinen bin. Dafür brauche ich sonst keinen Sport zu machen. Ich glaube, ich könnte abends nicht so viel am Computer sitzen und arbeiten, wenn ich nicht zwischendurch diesen Ausgleich hätte.

Es gab an der Hochschule Sankt Georgen im vergangenen Semester ein Seminar, das sich aus exegetischer Perspektive mit dem Thema Behinderung befasst hat und an dem Sie als Gastreferent beteiligt waren. Was halten Sie davon, Themen wie Behinderung und Inklusion in der Ausbildung pastoraler Mitarbeiter aufzugreifen?

Ich würde das nicht in einen Pflichtkanon nehmen, aber natürlich ist es schön und aufmerksam, wenn man dazu etwas macht und dabei nicht nur über die Betroffenen spricht, sondern auch mit ihnen.

Sehen Sie in der Kirche einen Bedarf, sich mehr mit diesen Themen zu beschäftigen?
Ich möchte jetzt nicht sagen: Das wird zu wenig berücksichtigt. Das entspricht ja nicht meiner Erfahrung. In dem Seminar wurde dieses Thema ausdrücklich nicht pastoraltheologisch, sondern eben exegetisch behandelt. Man gewinnt dann beispielsweise die Erkenntnis, dass Inklusion in der Bibel schon eine Realität war. Wenn ein Gelähmter von seinen Freunden zu Jesus gebracht wird, dann heißt das, dass ein Behinderter nicht nur auf Unterstützung angewiesen ist, sondern sie auch erfahren hat. Das ist für mich ganz wesentlich. Ich erfahre nicht nur, dass ich Dinge aus mir nicht kann, sondern ich erfahre zugleich auch, dass ich durch Andere Dinge kann. Dass ich die Erfahrung mache, dass mir die Unterstützung, die ich brauche, auch zuteil wird, ist für mich eine Gnadenerfahrung. So können wir als Beeinträchtigte auch zu einem praktischen Verständnis davon beitragen, was beispielsweise Gnade heißt.

Die Fragen stellten Carolin Brusky und Korbinian Zander.

Philosophie studieren in Sankt Georgen

Wollen Sie den Überblick behalten in den Auseinandersetzungen über grundlegende gesellschaftliche und ethische Fragestellungen in einer pluralistischen Welt und sich kompetent zu Wort melden?

Sie erhalten eine breite fachliche Fundierung in systematischer Philosophie und Philosophiegeschichte – in kleinen Gruppen und im engen Kontakt zu den Professoren.

INSTITUT FÜR PHILOSOPHIE

IfP

Ein Institut der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen

Zorn ist nicht Wut

Worte zur Zeit

HEINRICH WATZKA SJ
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen,
Professor für Philosophie

Wortschöpfungen wie „Wutbürger“ (Dirk Kurbjuweit), „Shitstorm“ (Sascha Lobo), „krawallkatholisch“ (Klaus Mertes), „postfaktisch“ (Wort des Jahres 2016), „alternative Fakten“ (Unwort des Jahres 2017) scheinen zu belegen, dass Kontroversen in der Öffentlichkeit wie im Privatleben zunehmend emotional geführt werden. Es fällt auf, dass bei der Bestimmung der aktuellen Gefühlslage die Palette der negativen Gefühle (Empörung, Wut, Hass, Zorn, Ärger, Überdruss, Groll, Ressentiment) überwiegt. Waren Deutsche jahrzehntelang Weltmeister der Angst, konsensverliebt und harmoniesüchtig, immer auf Ausgewogenheit bedacht, so goutiert und honoriert das deutsche Publikum seit einiger Zeit „klare Kante“, „klare Sprache“, „klare Ansage“. Wer polarisieren und einen Gegner auszumachen vermag, hat schon gewonnen. Papst Benedikt war seiner Zeit voraus, als er 2009 beklagte, dass sogar Katholiken, „die es eigentlich besser wissen konnten“, glaubten, „mit sprungbereiter Feindseligkeit auf ihn einschlagen zu müssen“. Dieser hatte durch ein Versehen die Exkommunikation der Piusbrüder just zu dem Zeitpunkt zurückgenommen, an dem einer ihrer Bischöfe den Holocaust leugnete.

Die Bedeutung der Gefühle

Dass Gefühle unsere Entscheidungen und Wertungen beeinflussen, ist keine neue Einsicht. Neu ist jedoch die positive Bewertung der Emotionen in Neurobiologie, Psychologie, Kognitionswissenschaft, in der Moralphilosophie und den Wirtschaftswissenschaften. Einige sprechen bereits von einem Emotional Turn. Gingen Soziologen wie Max Weber und Norbert Elias davon aus, dass die Prozesse der Modernisierung und Zivilisierung deshalb so erfolgreich waren, weil die Menschen gelernt hatten, ihre Gefühle zu kontrollieren und erst nach dem Abwägen von Gründen und Gegengründen zu entscheiden, so rühmen sich inzwischen sogar Wirtschaftsführer, dass sie wichtige Entscheidungen „nicht mit dem Kopf“, sondern „aus dem Bauch heraus“ fällen. Die Moralphilosophie wusste immer um die Bedeutung der Affekte und Emotionen im Zusammenhang mit der moralischen Urteilspraxis. Fast immer sind starke Gefühle im Spiel, wenn wir die Handlungen anderer Menschen und ihre Motive moralisch beurteilen. Bei tugendhaften Menschen kann eine bestimmte emotionale Reaktion als verlässlicher Indikator der sittlichen Qualität beziehunsgweise des Mangels einer Handlung angesehen werden. Wenn ich auf einen persönlichen Angriff oder eine Beleidigung mit Empörung und Wut reagiere, ist das noch kein Ausweis meiner Moralität, obwohl ich im Recht sein kann, so zu empfinden. Gleiches gilt für die hohe Sensibilität, die wir für gewöhnlich an den Tag legen, wenn die Rechte eines Gruppenmitglieds tangiert sind. Die Moralität fängt an, wenn ich mich „ohne Ansehen der Person“ (Röm 2,11), das heißt auch dann ereifern kann, wenn das Unrecht jemanden trifft, von dem ich weder einen Vorteil zu erwarten noch einen Nachteil zu befürchten habe. Wer auf eine Situation des Unrechts mit Zorn reagiert, offenbart, dass er die Situation richtig beurteilt und angemessen reagiert. Der Zorn ersetzt die Missbilligungskomponente des negativen moralischen Urteils und kann an seine Stelle treten. Zorn ist nicht gleich Zorn. Der Zorn des Kleinkinds, des Heranwachsenden, des Egomanen, des Psychopathen ist etwas anderes als der Zorn des Tugendhaften. Wieder etwas anderes ist der Zorn Gottes, der Liebe „ist“ (1 Joh 4,16).

Die Bibel, das Alte wie das Neue Testament, scheut nicht davor zurück, Gott starke Emotionen zuzuschreiben, an erster Stelle Liebe und Erbarmen, aber auch Zorn, Groll, Empörung, Eifersucht. Paradigmatisch ist die Begebenheit rund um das Goldene Kalb. Während Gott noch mit Mose auf dem Sinai spricht, hat sich das Volk am Fuß des Berges auf Anraten des Hohenpriesters Aaron ein goldenes Kalb gegossen, das es als seinen Gott anbetet. Gott, der alles sieht, macht seiner Empörung gegenüber Mose Luft: „Ich habe dieses Volk durchschaut. Es ist ein hartnäckiges Volk. Jetzt lass mich, damit mein Zorn gegen sie entbrennt und sie verzehrt“ (Ex 32,9f). Es gelingt Mose zwar, den Zorn Gottes zu beschwichtigen, dem eigenen Zorn aber lässt er freien Lauf. Unten am Berg angekommen, zerschmettert er die beiden Tafeln des Gesetzes am Fuß des Berges. Dann packt er das Kalb, das sie gemacht hatten, verbrennt es im Feuer, zerstampft es zu Staub, vermischt den Staub mit Wasser und gibt es den Israeliten zu trinken (vgl. Ex 32,20). Das Neue Testament hat das Motiv des Zornes Gottes übernommen. Der Zorn Gottes ist Inhalt der Bußpredigt des Täufers: „Wer hat euch gelehrt, dass ihr dem kommenden Zorngericht entrinnen könnt?“ (Mt, 3,7) Der Zorn Gottes überschreibt das Einleitungskapitel des Römerbriefs: „Der Zorn Gottes wird vom Himmel herab offenbart wider alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten“ (Röm 1,18). Paulus spricht eine ernste Warnung aus: „Meinst du etwa, Mensch, du könntest dem Gericht Gottes entrinnen, wenn du andere richtest, jedoch dasselbe tust wie sie? […] Weißt du nicht, dass Gottes Güte dich zur Umkehr treibt? Weil du aber starrsinnig bist und dein Herz nicht umkehrt, sammelst du Zorn gegen dich für den Tag des Zornes, den Tag der Offenbarung von Gottes gerechtem Gericht“ (Röm 2,3-5). Auch Jesus konnte zornig werden. Als es im Streit um die Interpretation der Einhaltung des Sabbatgebots zu einem Eklat kam, blickte er die Umstehenden in der Synagoge „der Reihe nach an, voll Zorn und Trauer über ihr verstocktes Herz“ (Mk 3,5).

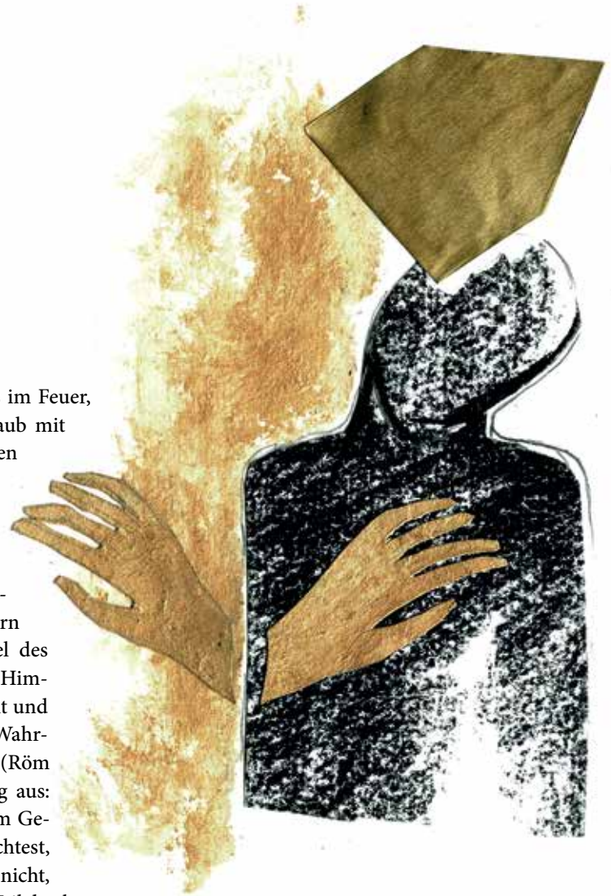


Illustration: Elke Teuber-S.

Gottes gerechter Zorn

Der göttliche Zorn steht im Zusammenhang mit der Forderung der Gerechtigkeit und dem Gericht, das Gott über alle hält, die diese Forderung in den Wind schlagen. Wäre es nicht barmherziger, Gott würde auf das Richten ganz verzichten und still mitleiden, wenn die Dinge aus dem Ruder laufen, und sich freuen, wenn es gut geht? Könnte er seine Erlösermacht nicht so einsetzen, dass er am Ende über Täter wie Opfer den gnädigen Schleier des Vergessens breitet und alles Unangenehme löscht? Ist es zwingend, die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten mit dem Gericht zu verknüpfen? Es gibt dennoch gute Gründe, an dem Zusammenhang von Erlösung und Gericht festzuhalten. „Erlösung wäre pervertiert, fiele das Leiden, das Menschen einander antun und noch antun werden, einfach dem großen Vergessen anheim und erlebten die Menschen die neue, die erlöste Welt so, als ob nie etwas Schreckliches geschehen wäre“, so der Philosoph Holm Tetens in seinem Buch *Gott denken.* Göttliches Gericht erschöpft sich nicht in der Bestrafung der Täter und der Belohnung der Opfer, es beinhaltet das Ziel der Versöhnung und die Möglichkeit, einander zu vergeben.

Wer den Zorn aus dem Bild Gottes tilgen möchte, muss so konsequent sein, die Liebe aus Gott zu tilgen. Zorn wie Liebe sind starke Emotionen, in der Personen in moralisch relevanter Weise auf Situationen und Personen antworten. Es ist Vorsicht geboten, wenn wir starke Emotionen auf Gott übertragen. Wenn wir Gott auf analoge Weise Gefühle wie Liebe, Zorn, Empörung, Eifersucht zuschreiben, müssen wir unser Bild von Gott von den selbstbezogenen, eigennützigen und unvernünftigen Anteilen solcher Emotionen freihalten. Auch ist Liebe mehr als ein Gefühl, sie ist eine Grundhaltung, aus der heraus jemand anderes „gut“ ist und für sie einsteht (Jörg Splett). Gleiches gilt auch für den Zorn. Dieser erschöpft sich in keinem Affekt, er ist die Manifestation des göttlichen Gerichts, die Kehrseite seiner Gerechtigkeit, eine Weise des „Eingedenkens“ der Opfer der Geschichte (Walter Benjamin).

Auf Erkundungstour im Diözesanarchiv Limburg

18 Studierende machen sich auf dem Weg
„Das ist mein Schaustück", stolz hat die Leiterin des Diözesanarchivs in Limburg, Martina Wagner, 18 Studierenden der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen die originale Ernennungsurkunde des Papstes für Bischof Georg Bätzing gezeigt. Trotz schwerer Wetterverhältnisse machten sich am 18. Dezember die Teilnehmer des Proseminars „Methoden der Kirchengeschichte" auf den Weg nach Limburg, um mehr über die Aufgaben und Bestände eines Diözesanarchivs zu erfahren. Ermöglicht wurde dieser Besuch durch den Leiter des Seminars Maik Schmerbauch.
Familienforschung sei ein spannendes Thema. Jeder könne bei seiner Pfarrei Akteneinsicht beantragen. Genauso wichtig sei es aber, dass der Persönlichkeitsschutz der Gemeindemitglieder bewahrt bleibe, mahnte Wagner während der einstündigen Führung. Bevor jemand Einsicht in Kirchenbücher bekomme, müsse vorher geprüft werden, ob derjenige ein Anrecht darauf habe. Sollte dies der Fall sein, dürfen nur die Passagen, die den Interessierten betreffen, freigegeben werden. „Diese Genauigkeit ist in kleineren Pfarreien leider oft nicht gegeben. Viele der Gemeindemitglieder kennen sich untereinander und handeln daher leichtsinnig", sagte die Leiterin des Diözesanarchivs im Hinblick auf die Gefahren in diesen Archiven.

Keine „uralten Schriften" in Limburg
Im Vergleich zu anderen Bistümern ist das Bistum Limburg sehr jung, deshalb gibt es auch keine „uralten Schriften" im Archiv, sagte die Leiterin. Seit der Gründung des Bistums 1827 werden Schriften im Archiv konserviert, bewahrt, verzeichnet und aufgearbeitet. Bei dem ältesten Schriftgut handelt es sich um ein Kirchenbuch aus dem Jahre 1571 einer kleinen Gemeinde des Bistums.
Zum weiteren Bestand des Archivs gehören Urkunden, Akten, Amtsbücher, Nachlässe und Sammlungen wie Kirchenbücher. Damit der Bestand gut erhalten bleibt, sind gewisse Bedingungen notwendig. Vor allem ein stabiles Raumklima mit 45 bis 55 Prozent Luftfeuchtigkeit und 16 bis 18 Grad sind dabei einzuhalten. Das Schriftgut ist vor Tageslicht zu schützen. Andernfalls können Schimmelbefall und Papierzerfall die Folgen sein. Das Diözesanarchiv Limburg bietet den Pfarreien mit eigenen Archiven an, diese Bedingungen zu überprüfen. Sollten diese nicht gegeben sein, können die Archive an das Diözesanarchiv übergeben werden. Der Besitz des Schriftguts bleibt aber bei den Pfarreien. „Im Bistum gibt es massenhaft unbearbeitete Bestände und es gibt unendlich viel zu tun", sagte Wagner daraufhin. Derzeit arbeite man daran, viele der Kirchenbücher zu digitalisieren.
Besonders beeindruckend war die Tatsache, dass es bei Akteneinsichten auch Sperrfristen gibt. Wenn ein Priester stirbt, kommt seine Personalakte ins Archiv. Erst 30 Jahre nach seinem Tod bekommt man jedoch Akteneinsicht. Ist das genaue Todesdatum nicht bekannt, beträgt die Sperrfrist 110 Jahre nach seiner Geburt. Das Diözesanarchiv erstreckt sich über zwei Ebenen. Es hat schmale Gänge und grenzt an die Diözesanbibliothek an. Klar, dass da für 18 Personen auf einmal nicht genug Platz war. Deshalb wurde die Gruppe geteilt. Während der eine Teil der Führung folgte, durfte der Rest in die Rolle eines/er Archivisten/in schlüpfen. Es galt, alte Urkunden zu erschließen und in Kirchenbüchern nach Bistumsheiligen zu forschen. Am Ende war es für alle ein gelungener Tag und eine schöne Abwechslung, was das Erlernen von Methoden der Kirchengeschichte betrifft.

Pauline Erdmann

Ehrung von Theresia Hainthaler

Theresia Hainthaler, emeritierte Honorarprofessorin der Hochschule Sankt Georgen, wurde am 27. Februar 2018 in Wien als Ehrenmitglied der Stiftung Pro Oriente geehrt. Im Oktober 2017 ist Frau Hainthaler zusammen mit Metropolit Arseios (Kardamakis) und Bischof Anba Gabriel bei der Kuratoriumssitzung der Stiftung als Ehrenmitglied der Stiftung aufgenommen worden. Die Stiftung Pro Oriente wurde von Kardinal Franz König 1964 in Wien begründet und unterstützt auf wissenschaftlicher Ebene die Überwindung der Spaltung zwischen der Römisch-Katholischen Kirche und Orthodoxen beziehungsweise Orientalisch-Orthodoxen Kirchen. Frau Hainthaler ist seit 2005 Konsultorin der Stiftung und bringt auf verschiedensten Ebenen im Dialog mit den Kirchen des Osten weltweit ihre umfassende theologische Kenntnis und ihr kommunikatives Engagement ein. Die Laudatio bei der Wiener Ehrung am 27. Februar 2018 hielt Professor Franz Mali von der Universität in Fribourg. Die Hochschule gratuliert Frau Hainthaler und freut sich mit ihr über diese Würdigung ihrer Verdienste.

Ius semper reformandum – Reformvorschläge aus der Kirchenrechtswissenschaft

Vom 4. bis 6. Oktober 2017 fand im Bistumshaus der Diözese Eichstätt Schloss Hirschberg in Beilngries die fünfte Hirschberger Kirchenrechtstagung zum Thema „Ius semper reformandum – Reformvorschläge aus der Kirchenrechtswissenschaft" statt, die in der Verantwortung des Sankt Georgener Lehrstuhls für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte (Thomas Meckel) und dem Mainzer Lehrstuhl für Kirchenrecht (Matthias Pulte) veranstaltet wurde. Nach der Einführung in das Tagungsthema durch Thomas Meckel und dem Vortrag von Adrian Loretan (Luzern) zum Thema „Menschenwürde. Dignitatis humanae [personae] und ihre kirchenrechtliche [Nicht-] Rezeption" beleuchtete Burkhard Berkmann (München) die kirchenrechtliche Umsetzung der neuen Haltung des II. Vatikanums zu den Nichtchristen. Desiderate sieht Berkmann vor allem hinsichtlich der Würde der Person und ihrer Rechte sowie hinsichtlich der Berücksichtigung von Nichtchristen in der kirchlichen Rechtsordnung. Chancen erkennt er unter anderem im Hinblick auf die pastorale Betreuung religionsverschiedener Ehen. Weiterhin schlug Berkmann vor, das Verbot der Gotteslästerung und des Aufrufs zu Hass gegen die Kirche, mit Blick auf Holocaustleugnung und Diffamierung anderer Religionen auf alle Religionen auszuweiten. Thomas Meckel untersuchte in seinem Vortrag zur „kirchenrechtlichen (Nicht-)Rezeption von Lumen Gentium und Gaudium et Spes" zunächst die Rezeption der genannten Konstitutionen des Zweiten Vatikanischen Konzils und arbeitete darüber hinaus die verfassungsrechtlichen Implikationen des Verhältnisses von Kirche und Welt heraus. Zudem hob er die verfassungsrechtliche Relevanz der Familie hervor. In diesem Kontext könnten das Ehekatechumenat und eine Ehebegleitung wichtige Instrumente sein, um die Familienmitglieder zur Verwirklichung der in der Taufe verliehenen Tria Munera im Rahmen der Familie zu befähigen. Sabine Demel (Regensburg) erläuterte ihr Reformmodell von einer gestuften Sakramentalität des Ehesakraments. Sie plädierte dafür, dass eine zivile Eheschließung von Katholiken als anfanghaft sakramental und kirchlich gültig bezeichnet werden sollte. Aus moraltheologischer Sicht referierte Franz-Josef Bormann (Tübingen) zum Thema „Ehevorbereitung, Ehebegleitung und verantwortlicher Umgang mit dem Scheitern. Ein moraltheologischer Rückblick auf den synodalen Prozess, Amoris laetitia und das Bischofswort vom 23. Januar 2017". Bormann forderte einerseits die Bischofskonferenzen auf, ein Gesamtkonzept der Ehevorbereitung und -begleitung zu erstellen. Andererseits erwartet er von allen theologischen Disziplinen, bisherige Defizite aufzudecken und Vorschläge zur Verbesserung der Situation aktiv einzubringen. In weiteren Vorträgen widmete sich Markus Graulich (Rom) dem Prinzip der Synodalität und Christoph Ohly (Trier) präsentierte kanonistische Reformvorschläge zum Verkündigungsrecht. Abschließend stellte Matthias Pulte mit Blick auf die Kirchenreform aus dem Geiste der Mission dar, „was Franziskus will und was die Konzilsväter schon vorausdachten". Er hielt fest, dass Franziskus' Reformvorhaben auf Grundlinien des Zweiten Vatikanischen Konzils beruhen und forderte, auch die transatlantischen und transpazifischen Ideen für die Reform der Kirche zu berücksichtigen. An die Vorträge schlossen sich lebhafte und angeregte Diskussionen an. Für die Studierenden gab es in einer exklusiven Runde zudem die Möglichkeit, den Referenten fernab des Plenums Fragen zu ihren Vorträgen zu stellen. Die Publikation der Tagungsergebnisse erfolgt in Form eines Tagungsbandes in der Reihe Kirchen- und Staatskirchenrecht.

Alt-Sankt Georgener zum Erzbischof von Lusaka, Sambia, ernannt

Alick Banda, gebürtiger Sambier und bisher Bischof von Ndola, Zambia (seit 16. Januar 2010), wurde von Papst Franziskus am 30. Januar 2018 zum Erzbischof von Lusaka, Sambia, ernannt. Er hat in Sankt Georgen von 1997 bis 2002 studiert und promovierte in Kirchenrecht 2002. Die Arbeit wurde publiziert unter dem Titel: *Church-state relations in Zambia. A policy proposal* (Frankfurt, 2003).

Wechsel in der Schriftleitung der Zeitschrift „Theologie und Philosophie"

Am 1. Februar hat Stephan Herzberg die Nachfolge von Johannes Arnold als Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Theologie und Philosophie" angetreten. Die Zeitschrift wird von den Professoren der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und der Hochschule für Philosophie in München gemeinsam herausgegeben. Der Provinzial der deutschen Provinz des Jesuitenordens ernennt den Hauptschriftleiter im Einvernehmen mit beiden Professorenkollegien. Johannes Arnold hatte das Amt des Hauptschriftleiters fünf Jahre inne.

Exkursion zum Kommissariat der katholischen Bischöfe im Land Hessen

Eine Gruppe Sankt Georgener Studierenden unternahm am 19. Mai 2018 mit Thomas Meckel eine Exkursion nach Wiesbaden in das Kommissariat der katholischen Bischöfe im Lande Hessen. Auf Einladung von Domkapitular Wolfgang Pax besichtigte die Gruppe den hessischen Landtag. Wolfgang Pax referierte über die Geschichte, Aufgabe und aktuelle Themen des katholischen Büros und gab einen lebendigen Einblick in die Arbeitsweise des Kommissariats. Anschließend stand er den Studierenden für ihre Fragen zur Verfügung.

JUBILARE

12.07.1938: Hans-Winfried Jüngling SJ (80 Jahre)
28.07.1928: Norbert Lohfink SJ (90 Jahre)
02.09.1948: Thomas Gertler SJ (70 Jahre)
03.10.1933: Johannes Beutler SJ (85 Jahre)

Musik als Resonanzraum Jesu

Pietas

MICHAEL GRAF MÜNSTER
Kantor in Sankt Katharinen in Frankfurt

Musik scheint die natürliche Gefährtin der Spiritualität zu sein. In Meditationsgruppen, bei Kirchen- und Katholikentagen, in Gottesdiensten aller Art wird dies dankbar begangen: Musik bringt das Subjekt mit sich selbst in eine innige Verbindung und führt es zugleich über sich hinaus. Das gilt für das Hören von Musik, der ich mich gerne öffne, wie für das Einstimmen in ein gemeinsames Singen, das mir leicht fällt und von dessen Dynamik ich mich ergreifen lasse. Unter dem Signum der Spiritualität scheint sich das Christentum musikalisiert zu haben. Spiritualität verstanden als ein inneres Leben und eine Geistigkeit, die den Einzelnen von dogmatischen Festlegungen und kirchlichen Ansprüchen frei hält, wie sie sich mit den Begriffen Glaube und Frömmigkeit verbinden. Zu Spiritualität scheint Musik als „liberales Medium" zu passen: Ich bekomme mich selbst wohltuend zu spüren und niemand kann darüber verfügen, was ich beim Hören von Musik empfinde.

Die Kirche scheint also gut beraten, Spiritualität in praktikablen Formen anzubieten und dabei der Musik viel zuzutrauen. Aber unübersehbar tendiert die angebotene musikalisierte Spiritualität zur Wohlfühl-Spiritualität. Der Regenbogen als Symbol sanft changierender Pluralität hat sich vor das nicht mehr zumutbare Kreuz geschoben. Christus, der dem sensiblen Individuum nicht mehr zumutbare Fremde, ist in den Hintergrund geraten, während Musik als Medium der Verkündigung eine Hochschätzung genießt wie nie zuvor. Sind Spiritualitätscrescendo und Christusverdämmerung zwei Seiten einer Medaille?

Die folgenden Überlegungen versuchen zusammenzudenken, was oft auseinander driftet: Musik und Christusglaube. Dem Szenario der Musik als Erfahrung erfüllender Selbsthabe und des Christusglaubens als Oktroy des Fremden setzen sie die Betrachtung eines zweifachen Resonanzgeschehens entgegen. Resonanz meint: Zwei Größen berühren einander, antworten aufeinander, koagieren miteinander. So wird das Subjekt nur in Resonanz mit der Welt zum Subjekt. Aber die beiden Größen bleiben füreinander unverfügbar und insofern einander auch fremd. In der Musik wie im Christusglauben lasse ich mich resonierend auf ein Anderes beziehen. In der Musik spüre ich mich und bin zugleich über mich hinaus. Im Glauben wird Christus, der meine – er, der ganz andere.

Singen und die Gegenwart Jesu

Ich gehe in den Gottesdienst, weil ich hoffe, dass Gott mich berührt. Ich singe und bete und höre mit in der Hoffnung, Jesus zu begegnen, in dem das Göttliche zum Menschlichen geworden ist. Dabei bin ich nicht zufällig ein Mensch unter anderen Menschen. Wohl bin ich nirgends vor der Berührung durch das Göttliche sicher. Führt mich aber meine Suche nach der Berührung durch das Göttliche in den Gottesdienst, so werde ich zum Gottesdienstbesucher unter Gottesdienstbesuchern und zeitige mich so als Resonanzwesen. Offen für die Berührung mit der Welt, auf die ich mich werdend einlassen möchte und der ich hoffe antworten zu können. Hoffend auf die Ahnung einer tiefen Verbundenheit zwischen mir und der mir fremden und unverfügbaren Welt.

Hoffend auf die Berührung mit der Welt, trage ich doch spürbar auch in mir, was der Berührung mit der Welt entgegensteht. Deshalb suche ich die Begegnung mit Jesus, weil er das Menschsein als Sein-in-Resonanz gelebt und ausgeteilt hat. Sich einer vielfach stummen und widerständigen Welt aussetzend, an ihr leidend und mit ihr ringend und darin sich der Kraft anvertrauend, die mehr werden lässt als da zu sein scheint: der Liebe. In der Liebe, der sich Jesus anvertraute, wurde das Göttliche zum Menschlichen. Auf die Berührung mit dem in Jesus Mensch gewordenen Göttlichen hoffe ich.

Jesus ist uns als historische Figur entzogen. Aber in den Evangelien erzählt, in anderen biblischen Schriften ausschwingend, in der Predigt nachgezeichnet, in der Eucharistiefeier plastisch handelnd, kann er in einem gefühlsatmosphärischen Eindruck als Gestalt gegenwärtig werden und uns ergreifen. Nicht zuletzt indem wir uns ihm dankend, lobend und bittend anvertrauen. In einer dynamisch geladenen Atmosphäre der Resonanz erscheint die Gestalt Jesu, des Christus Gottes.

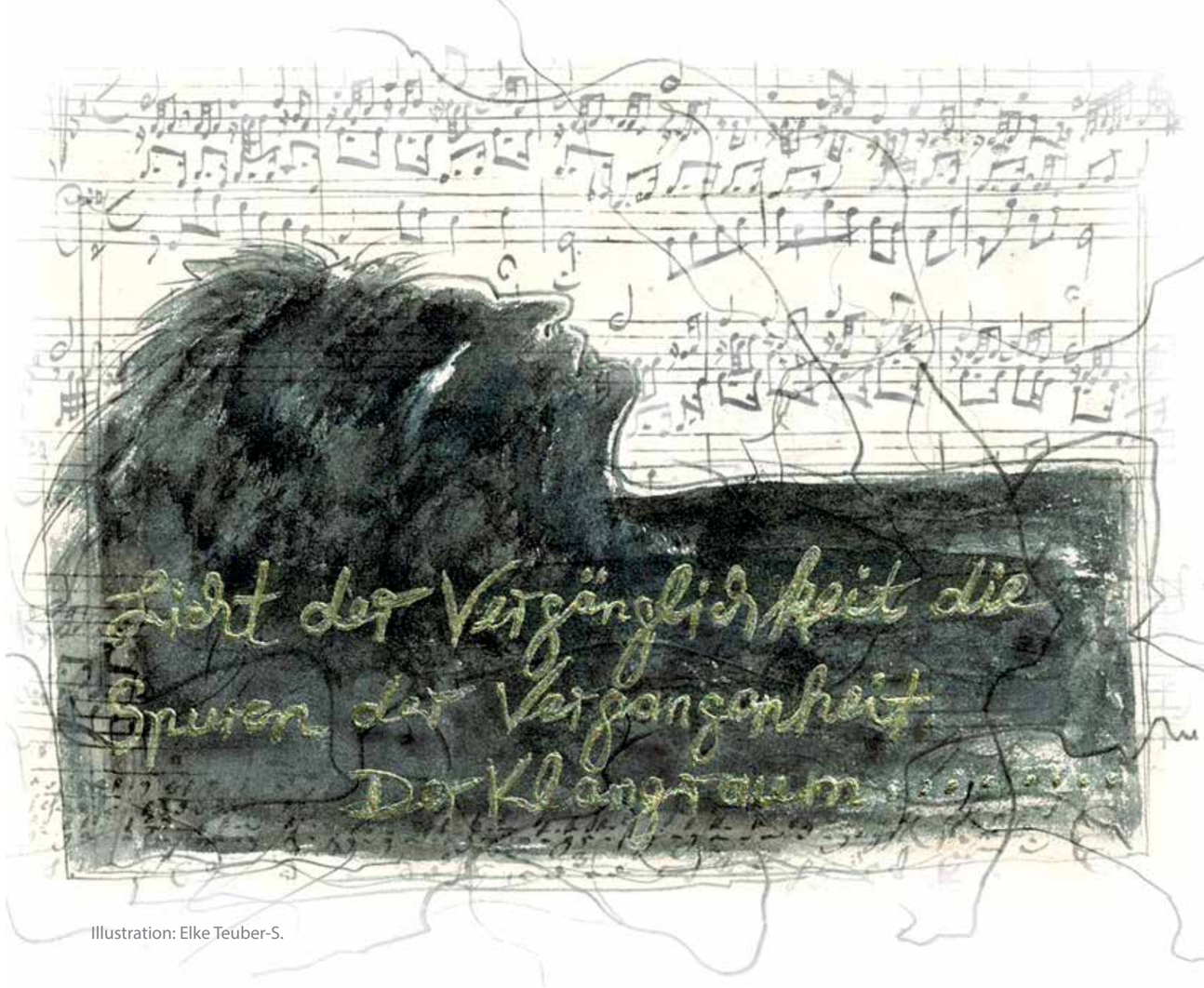


Illustration: Elke Teuber-S.

Der Gottesdienst braucht eine gewisse Länge, damit sich die Physiognomie Jesu in Lesungen und Predigt, Gebeten und der Eucharistie entfalten kann und Kraft gewinnt. Die Ganzheit des Gottesdienstes soll zu einem Ereignis der Gegenwart Jesu werden. Aber wie kann es uns in eine zusammenstimmende Atmosphäre der Gegenwart Jesu ziehen, was sich vielfach gliedern muss?

Dafür dass dies geschieht, sind die Gesänge der Gemeinde von entscheidender Bedeutung. Ich singe, unter Anderen, teilweise auch Fremden. Indem die von den Anderen kommende Energie mit meiner verschmilzt, bin ich engagiert in etwas, was ich zugleich empfange – eine mit Gefühl geladene Atmosphäre. Diese überwältigt mich nicht einfach, ich kann zu ihr Stellung nehmen, einstimmen oder mich distanzieren. Wird es mir in der Gruppenergriffenheit eines Kirchentagssongs zu warm, verstumme ich. Wenn ich einstimme, erlebe ich den Fortgang des Gesanges als fast naturhaften Rhythmus, dem ich mich überlassen kann. Wie im Chorgesang oder im Ensemblespiel bringt der nicht mehr von mir allein zu leistende Fluss des Geschehens eine Entlastung und in allem Engagement und in aller Intensität einen Überschuss an Weite. Die leiblich spürbare Entschränkung stiftet Freiheit im Bewegungsgefühl. Leicht entsteht ein gewisses Pathos, ein Ergriffensein von Kraft, sei sie zart oder imponierend mächtig. Ich bin mir selbst entnommen und in eine weiter ausgespannte Gegenwart hinein entfaltet.

In den Gesängen der Gemeinde ereignet sich eine affektiv-dynamische Erlebnisweise, die von ihnen aus- und über sie hinausgehend den ganzen Gottesdienst prägen kann. Die entscheidende Einsicht lautet: Gesteigertes leibliches Engagement steigert das Erleben der Situation als ganzheitlich zusammenhängender. Dies gilt für das Singen und gilt für das Stehen und gilt am allermeisten für das Singen im Stehen. Ob wir sitzen oder stehen, macht einen entscheidenden Unterschied dafür, wie wir eine Situation und ihre Atmosphäre erleben – und erleben heißt immer: am

eigenen Leibe gespürt erleben. Beginnt die Gemeinde den Gottesdienst mit einem stehend gesungenen Lied, wird es ein anderer Gottesdienst werden. Denn das leiblich gestiftete Ganzheitliche der Situation ereignet sich weniger im einzelnen Moment als im ganzen Verlauf ausgedehnt. Dabei ist die katholische Praxis vielfältiger und mit kürzeren Gesängen, als die evangelische Praxis des Singens von Liedern mit drei oder vier Strophen, das leicht ermüdet. Die im Singen entstandene leibliche Dynamik und Weite wirkt über das Singen hinaus auf das, was dem Singen folgt. Der Prediger tritt an den Ambo, während die Gemeinde stehend singt. Er und die Gemeinde begegnen einander anders, als wenn die Gemeinde sitzend sänge. Es wird auch eine andere Predigt werden. Die Bedeutung des Singens der Gemeinde liegt also darin, dass das Singen eine auf Jesus bezogene Gestaltfülle sowohl evoziert wie integriert, die ohne dieses Singen nicht wäre. Es geht um die Relevanz des Gottesdienstes als Berührung mit Christus.

Dabei ist nicht nur das Singen, sondern die Musik überhaupt, so etwas wie die Merkerin der Leiblichkeit im Gottesdienst. Hierin liegt Inspiration wie Kritik für die Praxis des Gottesdienstes. Der Leib ist quasi die Membran des atmosphärisch Vibrierenden, das mich anspricht und angeht und mich in Verbindungen einholt. Neben der Musik, die uns immer leiblich berührt, erscheint alles andere entweder als belebt und beseelt oder eben als neutral, nur referiert, irrelevant.

Bach und der Tod im Leben

Für den christlichen Glauben teilt sich Gott darin mit, dass Jesus lebt und doch der Gekreuzigte bleibt. Die ansteckende Lebendigkeit Jesu besteht also gerade darin, dass sie den Tod mit sich trägt, als Einheit von Leben und Tod zugunsten des Lebens. Dies erscheint nicht mehr völlig absurd, wenn wir Menschen zuhören, die ihnen fremde Schwerkranke oder Behinderte gepflegt haben. Sie erzählen, wie sehr sie die Hinfälligkeit und das bedrohte Leben ihres Schützlings am eigenen Leibe gespürt haben und wie sehr sie dies, neben Anstrengung und Ekel, leiblich und seelisch niedergezogen hat. Wie ihnen aber auch in diesem Niedergezogenwerden dem widerstehende, unverhoffte Kräfte zuwuchsen: „Das Leben hat für mich eine größere Bedeutung bekommen“, sagt einer und meint dabei sowohl sein Lebendigsein wie seinen Lebenslauf. Eine wesentliche Rolle spielt dabei die wechselseitige Hingabe des Schützlings und des Helfers aneinander, in der beide, Fremde bleibend, sich einander anverwandeln. „Er hat sich mir überlassen. Er hat mich angeblickt und gesagt ‚Du bist Mama‘“.

Nehmen wir teil an solcher Erfahrung der Zusammengehörigkeit von Tod und Leben, so kann dies die Art, wie wir unser Leben und unseren Tod sehen, verändern. Der Tod kann als der demütigende Abbruch unseres Lebensprojektes drohen. Er könnte aber zu dem Ende der geschenkten Lebenszeit werden, das

„Was dem begrifflichen Denken so schwer fällt, kann in der Musik als spürbare Wahrnehmung einleuchten.“

eben zum Geschenk der endlichen Zeit wesentlich dazugehört. Die Hingabe, die das Leben verwandelt, macht das Leben wertvoll als etwas, das mir von jenseits meiner Mühen als Geschenk entgegenkommt.

Was dem begrifflichen Denken so schwer fällt, kann in der Musik als spürbare Wahrnehmung einleuchten. Als wäre die Musik der Erfahrung näher als die Begriffe. Von jeher ist aufgefallen, dass Bachs Musik dort besonders berührend ist, wo sie den Tod als ersehntes Lebensziel des Menschen besingt. Welche Erfahrung birgt sie?

Die elementare leibliche Kadenz von Einatem – Ausatem – Atemruhe gibt zu spüren, wie verwoben der Leib mit seiner Umwelt ist – in einer stetig sich erneuernden Dynamik, aber zugleich in dieser Dynamik störbar. Der atmende Mensch empfängt sein Dasein und ist nicht Herr im eigenen Hause. Jede Musik, vom einstimmigen Singen bis zum Heavy Metal, gibt mehr oder weniger hintergründig diese beharrliche und doch störbare Dynamik des Lebens zu spüren. Dabei hat die abendländische Mehrstimmigkeit den Kontrast der regressiven und expansiven Antriebe des spürbaren Leibes besonders kultiviert – was klingend währen will, muss sich als Anregung gegen die Tendenz zum Enden behaupten. Das komplexe und weit sich dehnende Spiel der kontrastierenden Antriebe hat Johann Sebastian Bach auf eine unerreichte Spitze getrieben – nicht nur von allen Musikern der Welt bewundert, sondern von unzähligen Menschen als Ausdruck des Lebens und des Todes überhaupt geliebt.

Bachs nicht wenige Musiken vom ersehnten Tod sind exemplarische Fälle seiner Musik überhaupt. Wir hören in eine von ihnen hinein, in die Arie „Letzte Stunde, brich herein“ (BWV 31.8). Nicht umsonst aus einer – Osterkantate! Die Züge klanglicher Diskontinuität, des Endens des Hörbaren, dominieren: Die melodische Bewegung beginnt mit einem verlangsamenden Abwärts samt darauf prompt folgender Schwächung der Dynamik (forte – piano). Und Violoncello und Violone spielen pizzicato, das heißt mit schwach vernehmbaren und sofort verklingenden Tönen. Zumal ihr erster, langer Ton, ist als schlechterdings kaum hörbar komponiert. Diesem ständigen Verklingen und Ersterben setzt sich einzig der als Metrum geformte Puls entgegen. Die Aura des Stückes entsteht aus diesem fragilen Widerspiel von ständigem Ersterben und im ständigen Ersterben forttragendem Fluss. Den Musikern ist nicht nur aufgegeben, in dieser widerspruchsvollen Situation auch noch den von tief liegenden Geigen und Bratschen gespielten Cantus firmus des Liedes „So fahr ich hin zu Jesus Christ, mein Arm tu ich ausstrecken“ hörbar zu machen, sondern überhaupt die labile Situation als solche zu spielen: Resonanz in der Bedrohung des Verstummens und also Resonanz im eminenten Sinne des Wortes überhaupt.

THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

Vierteljahresschrift

In Heft 2, 2018 lesen Sie:

ABHANDLUNGEN

Benedikt Paul Göcke
Analytischer Panpsychismus und transzendentaler Panentheismus.
Zur Symbiose der Philosophie des Geistes mit der Religionsphilosophie

Sarah Rosenhauer
Postmoderne und immanente Theologie. Das Konzept einer „Psychotheologie des Alltagslebens“ bei Eric Santner

Franziskus von Heereman
Helfen denken. Sozial-caritatives Handeln als philosophischer Gegenstand par excellence

BEITRÄGE

Florian Baab
Von nirgendwo zum Panpsychismus? Ein kritischer Blick auf Thomas Nagels „Geist und Kosmos“

Klaus Viertbauer
Befinden wir uns auf dem Weg zu einer säkularen Spiritualität?
Eine Einordnung der jüngsten Vorschläge von Ronald Dworkin und Thomas Metzinger

ISSN 0040-5655
Einfach bestellen unter **www.herder.de**

www.theologie-und-philosophie.de

Theologe, Jäger – Exot

Andreas Bieringer ist der neue Dozent für Liturgiewissenschaft

Vorgestellt

CORNELIA VON WRANGEL
Bachelor Philosophie

Die Heimat hat er mitgenommen, sie steht im Bücherregal. Damit in seinem Arbeitszimmer gleich jeder sieht, wie schön das Salzkammergut ist mit seinen Bergen und Seen. Und damit Andreas Bieringer diese Schönheit nicht vergisst. Aber das tut er ohnehin nicht. Auf einem Bildband ist vorne sogar der Ort zu erkennen, in dem er zur Volksschule ging, aus der Luft aufgenommen, ganz klein: Weyregg am Attersee. Keine zweitausend Seelen zählt die Gemeinde, Touristen nicht mitgerechnet. Wer hier aufwächst, ist römisch-katholisch. Das geht nicht anders.

Dr. Andreas Bieringer, Jahrgang 1982, neuer Dozent für Liturgiewissenschaft in Sankt Georgen und an seinem Zungenschlag unschwer als Österreicher zu identifizieren, macht da keine Ausnahme. Das Elternhaus, war es streng katholisch? Nein, so katholisch wie man auf dem Land in Österreich nun einmal ist. Sein Vater war also weder ein „abgesprungener Priester noch ein kirchlicher Beamter“, sagt der Sohn, sondern hat einen kleinen Betrieb. Niemand hat außerdem diesen Sohn dazu gezwungen, nach der Volksschule aufs Stiftsgymnasium der Benediktiner von Kremsmünster zu gehen. Es war immerhin gut fünfzig Kilometer weit weg. „Ich wollte angeblich ins Internat“, sagt Andreas Bieringer. Alle, die es wissen müssen, würden sagen, dass er sich das damals gewünscht habe. Dann wird es wohl stimmen.

Zur Abtei Kremsmünster hat er gleichwohl ein zwiespältiges Verhältnis. Auf der einen Seite gab es das Altgriechische, das Latein und den Glauben. So viel

„Hier Pomp, Barock und Liturgie, da Kasernenhofatmosphäre, Überwachung, Grenzüberschreitungen.“

Kultur kannte der Schüler und Internatsbub Bieringer nicht – es begeisterte ihn. Auf der anderen Seite herrschten ein strenges Regime und Erziehungsmethoden aus dem 19. Jahrhundert. Bieringer drückt es auch so aus: Hier Pomp, Barock und Liturgie, da Kasernenhofatmosphäre, Überwachung, Grenzüberschreitungen. Das Internat existiert es nicht mehr, es gab gegen mehrere Patres Missbrauchs- und Gewaltvorwürfe, die bis in die achtziger und neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurückreichten.

Bieringer wird es nicht vermissen. Auch weil er die Gemeinschaft mit den Schulkameraden eher als unangenehm empfand. „Ich war Einzelgänger.“ Jedenfalls trat nach seiner Matura, seinem Abitur, die alte Garde im Stift ab, es begann die „Humanisierung“, wie er sagt. Der Abiturient musste sich hingegen entscheiden, was er studieren sollte, schwankte zwischen Jura und Theologie. Die Theologie war ihm jedoch ans Herz gewachsen, Exerzitien bei den Jesuiten hatten ihm eine neue Spiritualität eröffnet. Er ging erst nach Wien und dann nach Salzburg, studierte obendrein noch Germanistik auf Lehramt.

Vor alledem leistete er jedoch seinen Präsenzdienst, wie auf Österreichisch der Wehrdienst heißt. Heute nennt er dies einen Fehler, er hätte Zivildienst machen sollen. Es hatte aber einen ganz schlichten Grund – das Schießen. Er ist Jäger. Andreas Bieringer verkörpert Eigenschaften, die auf den ersten Blick nicht zusammenpassen wollen. Er ist Liturgiewissenschaftler, ohne Priester zu sein, dafür aber ein Waidmann. Theologe und Jäger – „Da ist man schon ein Exot“, sagt er, „und für viele eine Zumutung“.

Mein Geschäft, die Liturgiewissenschaft

Dieser „Exot“ ist seit 2011 verheiratet und hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Er hat nie mit dem Gedanken gespielt, seine Erfüllung im Priestertum zu finden, was nach seinen Worten in seinem Fach mittlerweile nicht ungewöhnlich ist. „In meinem Geschäft“, sagt er, sei die Hälfte der Liturgiewissenschaftler nicht Priester, in Deutschland seien es etwa fünfzehn. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil seien zudem alle Träger von Liturgie, nicht nur der zelebrierende Priester. Soviel zu dem Thema, wer „mitspielen“ kann.

Stichwort Erneuerung der Liturgie und die „Gretchenfrage“, die er auch als eine solche wertet: Wie hält er es mit der Tridentinischen Messe und Papst Benedikts Versuch, die alte Messe zu rehabilitieren? Liturgiewissenschaftlich sieht er es kritisch, weil das Zweite Vatikanische Konzil damit in Frage gestellt werde.

Foto: Christian Trenk

Populärwissenschaftlich sagt er: „Ich habe damit nichts am Hut.“ Obwohl er die Sehnsucht nach der Beständigkeit, den Gottesdienst so zu feiern, dass man die Welt hinter sich lässt, auch verstehen kann. Aber er warnt vor der Gefahr, dass Leben und Liturgie auseinanderlaufen.

In seinem Studium lief gar nichts auseinander. Er schloss es mit Auszeichnung ab, hätte ein Jahr lang mit Exzellenz-Stipendium an der Duke University in Amerika forschen können, wurde aber lieber in Wien Universitätsassistent für Liturgiewissenschaften und Sakramententheorie (2009 bis 2013), begann sein Promotionsstudium – und heiratete. Mehrere Male arbeitete er für seine Dissertation in Amerika, sie handelt über die ersten muttersprachlichen Messbücher in den Vereinigten Staaten von 1964 bis 1966. John F. Kennedy, Amerikas erster katholischer Präsident, war da zwar schon tot, es ging jedoch genau darum, den amerikanischen Katholiken, dieser Kirche der Einwanderer aus aller Welt, ein neues Selbstbewusstsein und eine neue Identität über die Liturgie zu schaffen. Bieringer findet das Thema immer noch ungeheuer spannend. „Liturgie ist das sichtbarste Zeichen der Kirche“, sagt er. Mit der Liturgie werde der Glauben in einem umfassenden Sinn erlebbar, sie bündle den Glauben. So wie ein Garten umfriedet ist, „gibt die Liturgie meinem Leben einen Rahmen“. Wann „trifft“ man jedoch heute noch Kirche und damit Liturgie? Bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. In dem Zusammenhang spricht Bieringer von der Liturgie als dem „letzten sichtbaren Zeichen von Kirche“.

Die Liebe zur Literatur

Nach der Promotion (2012) folgten universitäre Etappen der Liturgiewissenschaft in Würzburg, im österreichischen Baden, in Salzburg und immer wieder in Wien. Seine Habilitation, an der er gerade sitzt, und ein Teil seiner Veröffentlichungen sind wiederum eine Symbiose aus seinem Faible für die Liturgie und für die Literatur, siehe das Germanistik-Studium. Sie entspringen weiterhin seinem eigenen Erleben und daher dem Verständnis für eine ambivalente, katholische Sozialisation, siehe seine prägenden Jahre bei den Benediktinern in Kremsmünster.

Hin- und hergerissen zwischen schlechter Erfahrung und Faszination – für Bieringer sind dies sehr viele deutschsprachige Gegenwartsliteraten mit großen Namen: Peter Handke, Barbara Frischmuth, Christoph Ransmayr, Hanns-Josef Ortheil, Arnold Stadler, und, und, und. Viele arbeiten in ihren Büchern ihre katholische Biographie ab – über die Liturgie und ihre Sprache. Peter Handke beispielsweise nehme ganz klar liturgische Elemente auf, sagt Bieringer, mache aus der Struktur der Messe einen Roman. „So wird aus Liturgie Kunst.“ Das ist auch ungeheuer spannend.

Eine Tagung über Handke, den österreichischen Schriftsteller, der ebenfalls vom Land kommt, aus einem kleinen Ort in Kärnten stammt, war für Bieringer die Initialzündung, sich mit dem Thema Liturgie und Literatur tiefer zu beschäftigen. Seine Habilitation befasst sich denn auch damit, ihr Titel lautet: „Poetische Liturgie. Zum Wechselspiel zwischen moderner Literatur und Formen christlicher Liturgie.“

Natürlich würde Bieringer nie in den Sinn kommen, Peter Handke, bleiben wir bei ihm, als einen christlichen Autor zu bezeichnen. „Die Zeiten sind vorbei“, sagt er, „da man sich das Katholische auf die Fahne heftete“. Dennoch wirkt in den Augen Bieringers die katholische DNA weiter, anders kann er es sich nicht erklären, dass Michael Köhlmeier, noch ein österreichischer Schriftsteller, im vergangenen Jahr eine Novelle über den heiligen Antonius von Padua herausgebracht hat.

Den Austausch zwischen Glaube, Kultur und Kunst, den wünscht er sich, vor allem für die Studierenden, daran arbeitet er: Seit vergangenem Oktober hat Andreas Bieringer nun in Sankt Georgen den Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft inne. Die Stelle sei ausgeschrieben gewesen, er habe sich auf gut Glück beworben. Es hat geklappt, er fühlt sich wohl, schätzt die starke Zusammengehörigkeit unter den Professoren, die Gemeinschaft der Studenten. Und Frankfurts Museen, die schätzt er auch.

Es gibt nur ein Problem. Bieringer vermisst Österreichs Kaffeekultur und um Mitternacht für den Heißhunger einen „Würstlstand“. So wie den in Wien.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7-11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

Gewiss geheilt

Über Heilungsgottesdienste und schwarze Pädagogik spricht der Stadtdekan Dr. Johannes zu Eltz

Das Interview ist die Fortsetzung des im GEORG 2/2017 abgedruckten ersten Teils, in dem es um die Erfahrung und Deutung widergöttlicher Mächte ging.

Gibt es eine biographische Erfahrung, in der Ihr Interesse für die Heilungsgottesdienste verankert ist?

Was hinter meiner Beteiligung an Heilungsgottesdiensten steht, das waren vor allem 19 Jahre Wallfahrten mit kranken und behinderten Menschen nach Lourdes mit einem Team von Maltesern. Die Erfahrung, die dort jeder machen wird, der ein paar Mal Dienste an den Kranken leistet: Die pilgern dort hin, weil sie hoffen, von ihren Krankheiten geheilt zu werden; ganz wörtlich gemeint, nicht im übertragenen Sinn. Sie werden aber, mit den ganz wenigen Ausnahmen von medizinisch nicht erklärbaren Spontanheilungen, nicht gesund. Ihre Wünsche werden nicht erfüllt. Und doch fahren fast alle mit dem Gefühl eines tieferen Heilseins zurück, das sie auch zum Ausdruck bringen und das keiner bestreiten kann, der es erlebt hat. Von daher kann man übrigens auch sagen, was ein Misserfolg beim Heilungsgebet ist. Das ist dann, wenn sich diese Tiefe gar nicht öffnet, wenn der ursprüngliche Wunsch nach körperlicher Heilung unerfüllt bleibt und das als Verweigerung oder Versagen erlebt werden kann.

Ist Krankheit eine Folge von bösen Mächten oder eine Naturgegebenheit? Gibt es einen Zusammenhang mit dem Thema des Exorzismus, über das wir im ersten Teil schon gesprochen haben?

Das archaische Erklärungsmuster ist: Krankheit ist eine Manifestation von Strafe. Daran glaube ich nicht. Auch deswegen, weil Jesus diese Vorstellung ausdrücklich zurückgewiesen hat: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt“, sagt er bei Johannes vom blind geborenen Mann. Also das halte ich für theologisch geklärt. Aber der rationalistische Widerspruch zum Tun-Ergehen-Zusammenhang, es gebe an keiner Stelle und in keiner Weise einen Zusammenhang zwischen dem Bösen, das von widergöttlichen Mächten ausgeht und mich anspricht, dem ich einen Platz in mir einräume, das ich habituell werden lasse und für das ich so verantwortlich werde, und meinen körperlichen und seelischen Krankheiten, dieser Widerspruch überzeugt mich auch nicht. Das ist unterkomplex. Psychosomatische Zusammenhänge gibt es doch offensichtlich. Nur dass der Beinbruch oder der Tumor ein direktes Eingreifen Gottes sein sollen, um mich zu bestrafen, das glaube ich nicht.

Und um mich zu erziehen?

Glaube ich auch nicht. Das ist schwarze Pädagogik, in den Himmel projiziert. Aber die Deutungshoheit hat auf jeden Fall der verletzte Mensch. Gott zu danken und es für sein Werk zu halten, was mir geschieht, und mir alles zum Guten gereichen zu lassen, auch das Schlechte, das ist mir unbenommen.

Sie sagten, „wofür man auch selbst verantwortlich ist“. Was heißt das?

Eine gängige Rede von Menschen, die Böses tun, ist, dass sie die Verantwortung für ihr Handeln nicht übernehmen wollen, sondern sagen: „Stimmen haben mir das befohlen“ oder „Meine Prägung hat mir keine andere Wahl gelassen“ oder „Befehl meiner Oberen!“ und so weiter. Da ist immer auch etwas dran, sonst würde die Selbstentschuldigung ja überhaupt nicht funktionieren. Das muss man erwägen und die Gründe, die einen Menschen wirklich entlasten, auch gelten lassen. Aber im Großen und Ganzen glaube ich an die Freiheit und die Verantwortlichkeit des sittlichen Subjekts. Das gilt auch im übernatürlichen Bereich. Deshalb müssen Seelsorger für geistliche Klugheit werben und den Menschen sagen, dass sie sich auf das Böse nicht einlassen dürfen und von spiritistischen und okkulten Praktiken absehen sollen, weil das eine Einfallspforte für Dämonen ist. So drücke ich das bis heute in bildhafter Sprache aus und halte das auch für Beichtmaterie. Das heißt, ich glaube, dass man sich durch Okkultismus schwer verfehlt und dass das eine Sünde ist, von der man losgesprochen werden muss.

Das heißt aber, dass Heilung auch darin besteht, Verantwortung zu übernehmen?

Das setzt sie voraus! Deshalb haben wir auch immer seelsorglich erfahrene Gläubige, Priester und andere, bei den Heilungsgottesdiensten. Wir sagen dort öffentlich, dass die Übernahme von Verantwortung für die eigenen Sünden und deren Bekenntnis und dem folgend die Erfahrung von Erlösung und Erneuerung und Versöhnung mit dem Gebet um Heilung einhergehen müssen.

Bei Markus im 11. Kapitel gibt es eine Stelle, die das wunderbar zusammenfasst. Jesus sagt: „Ihr müsst so glauben, dass, noch während ihr bittet, ihr eigentlich schon Danke sagen könnt. So sicher, so gewiss sollt ihr sein, dass euch das Erbetene zuteil wird.“ Da wird die Festigkeit des Glaubens herausgefordert, die Erhörungsgewissheit beim Beten. Und dann fügt Jesus etwas hinzu, das scheinbar gar nichts damit zu tun hat: „Und wenn ihr jemanden auf dem Kieker habt, wenn ihr einem anderen grollt, dann müsst ihr ihm vergeben.“ Ist das ein non-sequitur, eine unbedachte Kompilation des Evangelisten? Nein, das sind in ihrem unlösbaren Zusammenhang die beiden Voraussetzungen für die Erhörung von Gebeten. Deswegen gehört gut eingesetzte, seelsorglich verantwortete Beichtpraxis unbedingt zu solchen Heilungsgottesdiensten dazu. In verhärtete Selbstgerechtigkeit hinein geschieht kein Heilungswunder.

Könnten Sie nochmal genauer beschreiben, wie so ein Heilungsgottesdienst konkret aussieht?

Zunächst: Wir haben die Form unserer Gottesdienste schon vor 20 Jahren dem Generalvikar vorgelegt. Damals gab es Missbräuche im Bistum, wo die Leute unheimlichen Praktiken ausgesetzt waren und auch abgezockt worden sind. Seither gibt es einen Genehmigungsvorbehalt für Heilungsgottesdienste. Ich finde das richtig. Die Kirche muss ordnen können, was in ihrem Namen in diesem sensiblen Bereich passiert.

Das eigentliche Gebet um Heilung spielt sich auf den Stufen des Altares ab, wo das Allerheiligste ausgesetzt wird. Der ganze darauf zulaufende Gottesdienst, der Großteil der gesamten Zeit, dient der Einstimmung darauf, dass Jesus in der Mitte der Gemeinde wirklich gegenwärtig ist. Er kann ganz schlicht von den Hinzutretenden gefragt werden, ob er sie bitte heilen kann. Oder einer ruft, wie im Evangelium, lauthals: „Jesus, Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!“ In meiner charismatischen Hochphase, die jetzt schon einige Zeit her ist, war das für mich eine ganz wichtige Erkenntnis: Es gibt keinen Grund, warum Menschen, die an Christus glauben, so etwas heute nicht mehr sagen dürfen oder nicht mehr erleben können. Für mich liegt auf der Hand, dass das, was damals an Direktheit und Zutraulichkeit erlaubt war und kanonisch geworden ist, auch heute noch geht. Dass ein Mensch des 21. Jahrhunderts, der mit Recht auf Selbstheilungskräfte vertraut oder zum Arzt geht, nicht mehr so zu Jesus kommen wird wie die Menschen damals, ist klar. Aber dass Not und Unheil überhaupt nicht mehr vor Jesus gebracht werden sollen, den wir den Herrn und Heiland nennen, das leuchtet mir nicht ein. Die vier Träger des Gelähmten im zweiten Kapitel bei Markus sind ja Leute, um deren Glaubens willen Jesus heilt. Vom Glauben des Behinderten ist nicht die Rede. Deshalb kommen auch viele zu uns, die nicht nur für sich und ihre Krankheiten beten, sondern für andere. Viele sind dann sehr bewegt und weinen. Deshalb haben wir immer erfahrene Leute an den Stufen stehen, die die Leute annehmen und auffangen. Manchmal auch buchstäblich. Denn zuweilen sinkt jemand spontan zu Boden und ruht im Geist. Das sieht dramatisch aus, ist aber, wie ich höre, sehr wohltuend und heilsam.

Was unterscheidet solche Gottesdienste vom Sakrament der Krankensalbung?

Wenn ich mich so die Krankensalbung spenden sehe – der augenfällige Unterschied ist das erwähnte „warming up“, das wir „Lobpreis“ nennen. Wir verwenden eine längere Zeit darauf, mit Liedern und Gebeten die Menschen auf das hin zu sammeln, was sie gerne tun möchten, und ihnen ein Gefühl des Eingeladenseins zu vermitteln. Das ist kein Psycho-Trick. Wir glauben ja, dass der Geist Gottes da ist und wirkt. Aber das bedarf einer gedeihlichen Atmosphäre. Das kann man nicht auf Knopfdruck. Wenn ich in Krankenzimmer gehe, schon gar in extremis, ist der Heilungsdienst der Kirche auf die sakramentale Substanz reduziert. Die Hinführung und die Nachbereitung fallen weg. Sonst sehe ich keinen grundlegenden Unterschied zwischen dem, was wir da tun, und der Krankensalbung.

Illustration: Elke Teuber-S.

Würden Sie sagen, dass der gemeinschaftliche Aspekt, die Öffentlichkeit im Dom, eine Rolle spielt?

Das ist sehr wichtig. Die Gemeinde der Heilungsgottesdienste, das sind zum großen Teil gut unterwiesene Leute, die oft dabei sind. Auch wenn sie nicht immer konkret für sich oder andere beten, so tragen sie doch die Bitten derer, die nach vorne gehen, spürbar mit. Die Atmosphäre, die dann entsteht, wenn eine ganze Kirche einem Mut macht, sich zu öffnen und zu äußern, ist sehr stark. Diese Erfahrung hat mich dazu gebracht, öfter auch bei Krankensalbungen die Umstehenden zu bitten, dass sie mit mir den Kranken die Hände auflegen. Ich will damit sagen, dass das, was wir Priester als eiserne Reserve des Heils, als ritualisierte Ration vorhalten, in Wirklichkeit Fakultäten der ganzen Kirche sind, des priesterlichen Gottesvolkes. Man muss die Sakramente inklusiv verstehen, nicht exklusiv! Die in unseren Heilungsgottesdiensten am Altar stehen und den Heilsuchenden helfen, mit ihnen beten, sie trösten und segnen, das sind eben nicht nur Priester und auch nicht nur Katholiken. Aber das sind auf jeden Fall berufene und begabte Christen, Männer und Frauen, die unter dem Allerheiligsten, in der Gegenwart des Auferstandenen, stundenlang verweilen und Dienst tun, oft jahrelang, alle mit demselben approach: Jesus ist da und die Leute haben Sorgen. Für mich sind das auch Sternstunden der Ökumene.

Wie wird Ihre Arbeit seitens der Bistumsleitung, von Kollegen und kirchenfernen Kreisen wahrgenommen? Welche Art von Rückmeldungen bekommen Sie?

Was die Befreiungsdienste anlangt, hat Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst, als ich in Frankfurt Stadtdekan wurde, gesagt, dass ich das nicht mehr tun soll. Er hat den Auftrag zurückgenommen, den mir Bischof Franz Kamphaus gegeben hatte. Das war auch richtig so. Wenn Sie mit einem öffentlichen Amt so im Rampenlicht stehen wie ich, dann sind Sie für diesen Bereich nicht geeignet. Das mache ich deshalb nicht mehr. Auch bei den Heilungsgottesdiensten halte ich mich zurück. Dieses Einfache und gut im Gebet Verankerte, das kriege ich nicht mehr so hin wie früher, das geht mir ein bisschen ab in meinem Amt. Aber ich verantworte die Dinge gerne und gucke mir die Leute an, die da bei uns tätig sind. Wir laden auch nicht einfach jeden Priester ein, da Beichtdienst zu tun. Es hat keinen Sinn, Leuten, die mit einer starken Selbstbeschuldigungstendenz kommen, vor allem wenn sie krank sind, auch noch die Hölle heiß zu machen. Bei uns dürfen nur menschenfreundliche und erfahrene Seelsorger ran.

Öffentliches Aufsehen um die Heilungsgottesdienste gab es schon lange nicht mehr. Uns liegt auch nicht daran. Als ich zum ersten Mal den australischen Evangelisten Alan Ames in den Frankfurter Dom eingeladen habe, da gingen die Wogen hoch. Das kannte man nicht im katholischen Frankfurt. Alan ist ein kleiner Mann mit großer Ausstrahlung. Kein selbststilisierter Heiliger, sondern ein rauer Bursche aus dem Londoner East End. Ehemals Säufer und Kickboxer mit Gewaltneigung, sagt er. Und dann ist er von Jesus ereilt worden und hat ein Charisma bekommen, mit dem er durch seine Verkündigung und sein Gebet zur Heilung der Menschen beiträgt. Wenn der so durch die Reihen geht und über den Menschen betet, dann wackeln gleichsam die Wände. Und beim ersten Mal, ich glaube 2008, da war der Impuls so stark, da fielen die Leute um wie die Fliegen und ruhten im Geist. Ein anderer fing an, wie besessen zu schimpfen und zu fluchen – wie im Evangelium! Mir brach der Schweiß aus, und auf viele Gottesdienstbesucher wirkte das alles ziemlich verstörend. Weil auch Presse dabei war, hat das damals einigen Wirbel gemacht. Aber die Oberen hatten Vertrauen zu mir, und deshalb konnten wir das fortsetzen. Alan Ames kam noch öfter, und auch die eigenen Gottesdienste haben wir weiterentwickelt.

Und Ihre Mitbrüder? Sind die dankbar, dass Sie den Job übernehmen, oder denken die, das sind eher obskure Dinge, die dort passieren?

Also am Anfang hatten die Mitbrüder nicht so viel Zutrauen zu mir, glaube ich. Ich hatte außer seelsorglichen Gründen immer auch noch eine kirchenpolitische Agenda und ein hartes Urteil über mitragekrönte Mietlinge, die sich dem Wolf nicht in den Weg stellen wollen, und dergleichen mehr. Das haben die Mitbrüder gewusst oder gespürt. Charismatisch erneuert mit Hintergedanken – das ist nicht so vertrauenserweckend! Inzwischen ist viel Zeit ins Land gegangen. Vieles hat sich beruhigt. Da und dort habe ich meine Einstellung geändert und bin vor allem, denke ich, offener geworden. Jetzt kommt es schon einmal vor, dass Mitbrüder fragen: Wie würdest Du das sehen, oder: Kannst du mal mit jemand reden, oder: Weißt du jemanden, wo ich die oder jenen hinschicken kann?

Gibt es ein Wort, mit dem Sie das Thema zusammenfassen können?

„Heilt Kranke und treibt Dämonen aus" – das Wort Jesu nehme ich wörtlich, und ich halte das für eine zentrale Zuständigkeit meines Amtes. Aber ich muss das Wort in dem Geiste wörtlich nehmen, der Jesus bewogen hat, zu heilen. Das ist ein Geist des guten Rates und der Menschenfreundlichkeit.

Die Fragen stellten Martin Höhl und Tobias Specker SJ

Sehender Gehorsam

Sorgen angesichts des Populismus und populistische Sorgen

Nachgedacht

HERBERT RIEGER SJ
Regens des Priesterseminars

„Niemand hat das Recht zu gehorchen.“ Dieses weit verbreitete – wenn auch leider verstümmelte – Zitat von Hannah Arendt bündelt die Erfahrungen der neueren Geschichte: Zu viele Täter beriefen sich auf den „Gehorsam“, auf einen „Befehlsnotstand“, wenn es darum ging, sich für Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu rechtfertigen. So in diesem Fall auch Adolf Eichmann, der sich für seine Tätigkeit als Hauptorganisator des Holocaust darauf berief, nur seiner Pflicht gehorcht zu haben. Die Haltung des Gehorsams ist angesichts dessen, was er ermöglicht hat, ohne Zweifel schwer desavouiert und die und die 68-er Bewegung hat das Verdienst, diese tief in der Gesellschaft verankerten Strukturen kritisiert und offengelegt zu haben.

Bis heute fordert eine Erzählung die Gläubigen der abrahamitischen Religionen heraus: Gott verlangt von Abraham, Isaak, seinen einzigen Sohn aus der Ehe mit Sarah, den verheißenen Erben, auf dem Berg Moria als Opfer darzubringen. Kann Gott so etwas befehlen? Erst in buchstäblich letzter Sekunde hält Gott Abraham von der Ausführung ab und gibt ihm einen Widder anstelle des Sohnes. Der Gehorsam Abrahams wird als Beispiel für die Gläubigen vorgestellt – so wird er im Islam am höchsten Feiertag, dem Opferfest, ins Zentrum gerückt. Ein Gott, der das Unmögliche befiehlt und den Menschen damit nur auf die Probe stellt? Für Immanuel Kant, Vertreter der Neuzeit, schlichtweg ein Ding der Unmöglichkeit, denn jedes ethische Handeln braucht vernunftgemäße Begründung: „Dass ich meinen guten Sohn nicht töten solle, ist ganz gewiss; dass aber du, der du mir erscheinst, Gott seist, davon bin ich nicht gewiss und kann es auch nicht werden, wenn sie die Stimme auch vom Himmel herabschallete.“ Ist damit alles gesagt über den (unmöglichen) Gehorsam? Auch in der neutestamentlichen Rede von Jesus ist der Gehorsamsbegriff ein so zentrales Element, dass er nicht einfach aufgelöst werden kann. „Seid gesinnt, wie Christus Jesus gesinnt war: Er war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,5.8). „Vater, wenn du willst, nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht mein, sondern dein Wille soll geschehen“ (Luk 22,42). Im Rückgriff auf Jesu Verhalten selbst nimmt die Jüngerin Jesu Beziehung auf zu einer anderen Wirklichkeit, die als Forderung gegenübertritt, ohne dass sie letztlich ganz verstehbar oder objektivierbar ist: „Dein Wille geschehe.“

Also blinder Gehorsam? Nein, im Gegenteil: sehender Gehorsam, meint Ignatius von Loyola. Den Willen Gottes für einen selbst zu finden und ihm zu folgen hängt für ihn fundamental mit der „Ordnung des eigenen Lebens zum Heil der Seele“ zusammen (Exerzitienbuch 1). Während es viele Menschen gibt, die letztlich blind und unreflektiert ihren ungeordneten Neigungen gehorchen und sich so selbst verfehlen, geht es Ignatius darum, das sichere Gespür zu entwickeln, wo Gott durch die inneren Regungen zu mir spricht und mich seinen Willen erkennen lässt, indem „Hoffnung, Glaube und Liebe und jede innere Freude, die zum eigenen Seelenheil aufruft und hinzieht“ wachsen (Exerzitienbuch 316). Das, worin Gott Gehorsam von mir möchte, ist also letztlich das, was zu meinem Wachstum als heile und liebesfähige Person hinführt. Der konkrete Gehorsam findet für Ignatius sodann darin seinen Ausdruck, sich in Dienst nehmen zu lassen – nach seiner Idee geloben die Jesuiten, sich dorthin senden zu lassen, wo die seelsorgliche Not am größten ist. Und obwohl er seinen Mitbrüdern oft sehr konkrete Anweisungen mitgibt, ermutigt er sie doch immer, es vor Ort notfalls auch anders zu machen, bis hin zum Gegenteil, wenn die Umstände nach dem klugen Urteil es erfordern. Der Gehorsam wird so im ignatianischen Sinn zur Angelegenheit reifer und urteilsfähiger Personen, die aus freier Überlegung auf Freiheit verzichten, um das Wachstum des Größeren zum Wohl der anderen zu ermöglichen.

„Gehorsam“ bleibt ein sperriger, herausfordernder Begriff. Wer Gehorsam fordert, muss sich zu Recht legitimieren und die Notwendigkeit und den Nutzen für das Wohl des Einzelnen und der Gemeinschaft darlegen. Ebenso muss aber auch der Einzelne sich fragen, wem er gehorchen will, wenn verschiedene Ansprüche und Forderungen an ihn herangetragen werden: Worin liegt die größere Freiheit im Gehorsam? Viele Märtyrer und Zeugen haben diese Frage für sich beantwortet: Die größere Freiheit liegt im Gehorsam gegenüber der Wahrheit, auch wenn dies einschneidende persönliche Konsequenzen mit sich bringt.

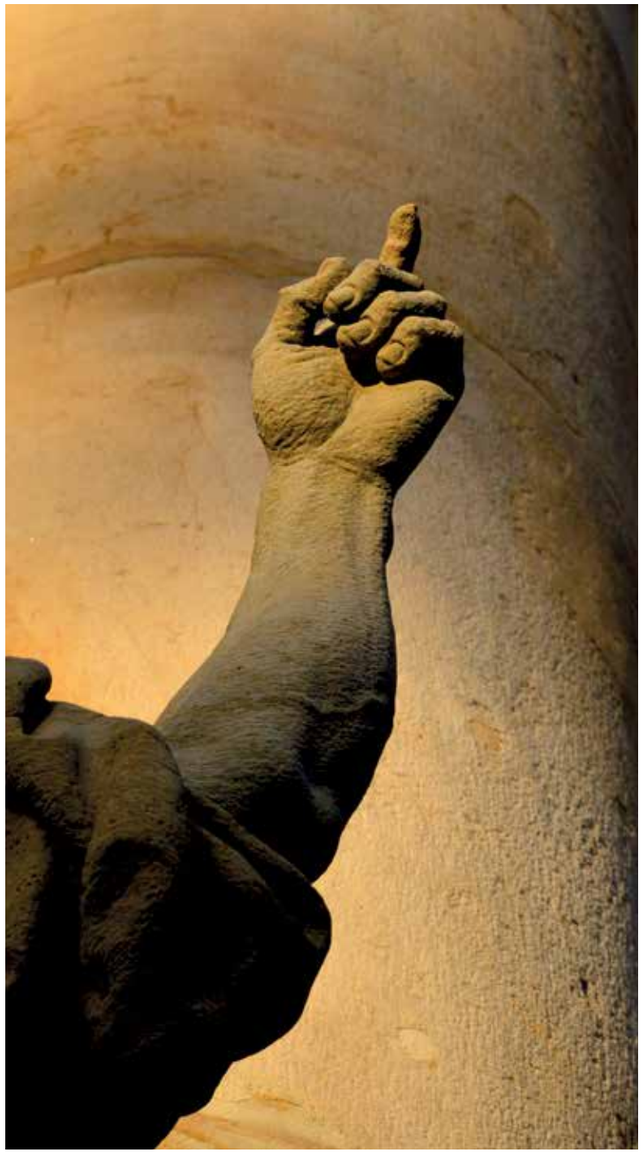


Foto: Sigurd Scharper

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de